P.o.germ. 58 s (1

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

E.A. Nur im Lesesaal benützbar

INSTRB

Digitized by Google

<36635266050015

<36635266050015

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Ein

Volksbüchlein.

[I]

Enthaltend:

Die Geschichte des ewigen Juden, die Abenteuer der sieben Schwaben, nebst vielen andern erbaulichen und ergötzlichen Historien.

Zweyte, vermehrte und verbesserte Ausgabe für Volksfreunde.

München,
in der literarisch-artistischen Anstalt.
1835.

D.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

165

Digitized by Google

BIBLIOTECA REGIA MONACENSIS

Inhalt.

Seite

I. Geschichte des ewigen Juden . . . 1

II. Allerlei erbauliche und ergötzliche Historien.

1. Legende von dem Ritter St. Georg 31
2. Die blauen Berge 46
3. Der Name Gottes 49
4. Die Wunder 51
5. Das Vögelein 56
6. Schule der Weisheit 59
7. Von der Selbsterkenntniß 63
8. Der Weisen Sprüche 65
9. Die Fabel geht dich an 67
10. Unsers Herrgotts Affe 68
11. Das Grömlein 70
12. Die Thiere und der Mensch . . . 72
13. Hans Pfriem 74
14. Der Einsiedler 76
15. Ei so beiß! 78
16. Die Ehen werden im Himmel geschlossen 82
17. Die Geschenke 84
18. Ehelicher Gehorsam 87
19. Der Talisman 89
20. Von einem eifersüchtigen Mann . . 92
21. Hauszucht 95
22. Eine häusliche Scene; oder: Der alte Gott lebt noch 97
23. Probates Mittel, die Kinder zu erziehen 100
24. Die Kinderprozession 103
25. Eine Desperations-Kur 104
26. Das Testament des Vaters . . . 106
27. Der Wahrheit Lohn 112
28. Sanct Peter mit der Geige . . . 115
29. Die Verwalter 115
30. Muth über Gut 116
31. Ein braver Kaufherr 119
32. Ein braver Hausknecht 120

Digitized by Google

		Seite
53.	Sagen aus Südbayern.	
	1. Die verwüstete Alpe	122
	2. Der König Watzmann	123
54.	König Bauer	125
55.	Von der Ungleichheit der Stände	129
56.	Von dem Handel zwischen den Edelleuten und den Bauern	131
57.	Vom Rathgeben	134
58.	Wie Eulenspiegel gute Räthe gibt, die aber übel ausschlagen	136
59.	Ueber den Umgang mit Bauern	139
40.	Ueber den Umgang mit Herren	141
41.	Nachtwächter Thomas	142
42.	Die sieben Züchten	144
43.	Die Faulheit in der Klemme	146
44.	Die guten Tage	147
45.	Schalk wird mit Schalk gefangen	149
46.	Seltsames Roßfutter	151
47.	Seltsame Jagdpacht	152
48.	Der redliche Hans und die schlaue Grete	154
49.	Kaspar der Kutscher; oder: wie gewonnen, so zerronnen	159
50.	Die Meisterstücke	164
51.	Gevatter Tod	167
52.	Die Räthsel	170
53.	Ursula, oder das Weib, wie es seyn sollte	174
54.	Eine Lection für die Weiber	176
55.	Von einer dienstfertigen Frau	178
56.	Von der Weiber Lieb' und Treu'. Ein Schwank	181
57.	Das Brauttänzlein	185
58.	Das Bettlertestament	184
59.	Wie lustige Gesellen einen Müller foppen, und wie er's ihnen eintränkt	186
60.	Ei, so lüg'!	190
III.	Abenteuer der sieben Schwaben	193
	Bemerkungen	265
	Worterklärungen	299

Digitized by Google

I.

Geschichte des ewigen Juden.

Digitized by Google

Digitized by Google

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Erstes Capitel.

Als der Herr Jesus — dessen Name hochgelobt sey! — durch die Straßen von Jerusalem sein schweres Kreuz trug nach Golgatha, da ward er matt und müde ob der schweren Last; und, um eine Weile zu ruhen, wollte er sich auf eine Bank setzen vor dem Hause Ahasveri, eines Juden aus dem Stamme Nephthali. Dieser aber wehrte es ihm, sagend, ein Gotteslängner und Sabbathsschänder und Verführer des Volkes solle keine Gemeinschaft haben mit ihm noch mit Allem, was sein sey. Da blickte ihn der Herr an mit dem zürnenden Blicke des Richters, und sagte: Ahasvere, weil du denn des Menschen Sohne keine Rast vergönnst, so sey auch dir fortan keine Ruhe vergönnt, und du sollst wandeln und wandern, bis daß ich wieder kommen werde. Mit diesen Worten ging der Herr weiter; und die Schergen, die ihn führten, zwangen einen gewissen Simeon aus Cyrene, daß er ihm das Kreuz tragen helfe. Ahasverus aber folgte dem Zuge von ferne nach, und es däuchte ihm, als höre er eine Stimme sagen: Und

Digitized by Google

wenn dieser Mensch auch ein Gotteslängner gewesen wäre, und ein Sabbathsschänder und ein Volksverführer, so leidet er ja jetzt die Strafe für seine Schuld, und du hättest ihm nicht den Liebesdienst verweigern sollen. Er aber dachte bei sich: Wie hätte er verdient, daß ich Mitleid mit ihm haben sollte! Hat er ja doch den Fluch über mich ausgesprochen! — Und er folgte dem Zuge weiter, und stand unfern dem Hügel Golgatha, wo der Herr ans Kreuz geschlagen und am Kreuze erhöht wurde. Und er sah, wie die Mutter des Gekreuzigten, und andere fromme Frauen und viele gerechte Männer um den Sterbenden trauerten und weinten, und eine Stimme sagte, daß er's hören mochte: Wahrhaftig, dieser Mann ist gerecht. Er aber dachte bei sich: War dieser Mensch gerecht vor Gott, und ein Wohlthäter des Volkes, warum hat er die Rache nicht Gott überlassen und mich mit Fluch belegt und Strafe? — Und um die neunte Stunde neigte der Herr Jesus das Haupt, und verschied. Und die Sonne und der Mond wurden verfinstert, die Erde erbebte, die Todten stiegen aus ihren Gräbern, und der Vorhang des Tempels riß entzwei von oben bis nach unten. Da erbleichte Ahasverus, und ein Schreck durchzuckte seine Glieder, daß er erzitterte, und ein furchtbarer Gedanke stieg auf in seinem Innern, und er glaubte,

und rief: Wahrhaftig, mich hat Gottes Fluch getroffen. Und verzweifelnd an der Gnade rannte er von dannen, und ward nicht mehr gesehen in der Nähe der Gottesstadt.

Zweites Capitel.

Als man zählte das fünfzigste Jahr nach unserm Heil, da kroch ein fremder, wilder Mensch hervor aus einer Höhle des Libanon. — Ein Jünger des Herrn, der des Weges vorbei zog, sah ihn. — Lange Haare deckten das Gesicht und die Brust; zerlumpte Kleider hingen an seinem Leibe; Haupt und Füße waren unbedeckt; und, wie er aus der Höhle getreten war, ballte er seine Fäuste, und schlug sie gewaltig auf seine Brust, daß es klang, wie von einem geschlagenen Erz; und der Mensch ächzte und stöhnte und rief: „O! nicht sterben können! nicht sterben können!“ Dann sah er mit verstörtem Blick auf die Gegend umher, die schön geschmückt war, wie eine Braut, im Frühlingsschmucke, und überall war fröhliches Leben und lauter Jubel, wie an einem Hochzeitfest. Der arme Mensch aber freute sich nicht, sondern ächzte und stöhnte wieder und rief: „Nicht sterben können! O! und nicht leben wol-

len!“ — Dann wankte er wieder weiter, und ſtand nun vor dem Jünger des Herrn. Der redete ihn an mit dem Gruße des Chriſten: Gelobt ſey Jeſus Chriſtus! Da ſah ihn der Fremde mit ſtarrem Auge an, und, indem er die Fauſt drohend erhob, rief er: „Verflucht!“ daß der Berg widerhallte von dem ſchrecklichen Worte. Der Jünger wandte ſich von ihm ab, voll des Entſetzens, und der Fremde brach in ein gräßliches Hohngelächter aus, als lachte die Hölle aus ihm! — Es war Ahasverus, der ewige Jude. Seit jener Zeit, als er, wie Kain vor dem Angeſichte Gottes, von der heiligen Schädelſtätte weggeflohen, hatte er ſich in den Schluchten und Höhlen des Libanon aufgehalten; er aß und trank nicht, und lebte doch fort; er quälte und marterte ſich, und ſtieß das Haupt an den Felſen, und ſtürzte ſich in den Abgrund, und konnte doch nicht ſterben; er wollte wenigſtens das Angedenken an das frühere Leben auslöſchen, und floh die Welt und die Menſchen, aber ſeine Schuld ſchwebte doch immer vor ſeinem Gedächtniß, und er fühlte, daß er lebe, leben müſſe zu ſeiner Qual und Strafe. Und die vielen Jahre und die langen Tage waren ihm ſo dahin gefloſſen in banger Verzweiflung; und er ſah immer noch vor ſich kein Ende, keine Erlöſung. So ſtand der Unglückſelige in der weiten Gotteswelt

allein, und er sah die Frommen fliehen vor ihm, wie vor einem Verpesteten, wie vor Kain, den Gott gezeichnet. Da lachte er voll Hohn und Spott, und er rief: „Nicht sterben können? Wohlan! so will ich denn leben, — dem Nazarener zum Trotz!“ Und er lief von dannen, wie ein gescheuchtes Wild, das vom Pfeil des Jägers getroffen ist.

Drittes Capitel.

In Rom, der Stadt, die damals den ganzen Erdkreis beherrschte, war so eben eine unzählbare Menge Volkes versammelt, um den blutigen Spielen zuzusehen, welche der Kaiser gab zur Feier seiner Erhebung auf den Thron. Unter den hundert und tausend Fechtern, welche auf den Wahlplatz traten, und mit einander kämpften auf Leben und Tod, war einer, der die Augen Aller auf sich zog. Obgleich er nur von mittelmäßigem Wuchse war, und in der Fechtkunst, wie man wohl sah, nicht erfahren, so überwand er doch alle seine Gegner; und alle ihre Faustschläge und ihre Dolchstöße prallten ab von seinem Körper, als wäre er von gediegenem Erz. So wurde er denn zuletzt im Triumph in den Palast des Kaisers geführt, und dort mit allem versehen in

Kleidung und Nahrung, was nur Kostbares gedacht werden kann. Aber Ahasverus — denn dieß war der unbezwingliche Fechter — konnte keine Freude empfinden an allen diesen Herrlichkeiten. Denn wie einer, der ein Fehl an seinem Auge hat, den schwarzen Fleck überall sieht, auch an dem schönsten Gegenstand, wo er nur hinschauen mag: so sah auch er immer seine Schuld vor sich, und er konnte sich seines Lebens nicht freuen. Und als drei Tage vergangen waren, so trieb es ihn fort aus Rom, er mochte wollen oder nicht. So durchwanderte er nun viele Jahre lang Italien von Ort zu Ort; er sah Städte und Menschen, aber ihr Getümmel und Getreibe wollten ihm nicht behagen; er suchte Freuden überall, aber es däuchte ihm, daß sich ihr Antlitz, wenn er's näher besah, in scheußliche Gestalt verwandelte; er soff die Wollust ein wie Wasser, aber das Andenken an seine Schuld und an seine Strafe mischte sich wie Galle in jeden Genuß, und er war unglücklich mitten im Glücke. — Da kam eines Tages das Gerücht zu seinen Ohren, daß Jerusalem von den Römern belagert werden solle; und an die heilige Stadt gedenkend und an die Gräber seiner Väter, beschloß er dahin zu gehen, und für das Gesetz zu streiten und zu sterben. „Zu sterben?" rief's in seinem Innern. Er aber nährte die Hoffnung, daß Juda obsiegen

werde über Heiden und Christen, und daß mit der Vernichtung des Namens dessen, den er nicht auszusprechen wagte, auch der Zauber schwinden werde, womit er umstrickt war.

Viertes Capitel.

In Jerusalem, der heiligen Stadt, war Elend, Jammer und Noth, wie's nie erhört worden war, und nie wird erhört werden. Denn sie war verworfen von dem Herrn, seit sie des Gerechten Blut vergossen. Die Heiden umlagerten sie bereits schon zwei Jahre lang, und drängten sie immer mehr, und warfen ihre Mauern darnieder, und tödteten ihr Volk, das auserwählte, das der Herr verworfen. Und es war Wehgeschrei und lautes Jammern in den Häusern und auf den Gassen; und der Hunger wüthete so sehr in ihren Eingeweiden, daß die Mutter ihr eigenes Kind schlachtete und es aufzehrte.... Ahasverus sah den Jammer, aber er rührte sein Herz nicht. Er sah Tausende zu seiner Linken hinsinken, und Tausende zu seiner Rechten, aber er schritt über die Erschlagenen hin, und zwischen die Schwerter der Feinde, wie ein Gespenst, das weder dem Leben noch dem Tode angehört. Er suchte den

Tod, und fand ihn nicht; er suchte sich vom Leben zu befreien, und er konnte es nicht von sich schleudern; denn wie eine Schlange umwand es ihn, und er fühlte es nur an dem Schmerz seiner giftigen Bisse. Als nun die Zeit der Rache vollendet war, und die Heiden bis in das Innerste der Stadt gedrungen, und an das Allerheiligste, den Tempel, Feuer angelegt, das ihn verzehrte; und als nun Ahasverus auf den Trümmern der eingeäscherten Stadt stand und zwischen Leichenhügeln seiner erschlagenen Brüder: da raufte er sich die Haare aus, und er jammerte und fluchte, daß er allein nur übrig bleiben mußte in der allgemeinen Verwüstung, und daß er nicht sterben könne!... Und wie die heidnischen Kriegsknechte ihn nun ergriffen und banden, ließ er sich ohne Widerstand abführen; und so ward er denn nebst einigen Tausenden, die vom Gemetzel verschont geblieben, gefangen nach Rom geschleppt.

Fünftes Capitel.

Ahasverus lebte nun mehrere Jahre lang als Sklave in Rom, und mußte sich zu den schwersten Arbeiten und zu den niedrigsten Verrichtungen gebrauchen lassen. Er aber that und duldete alles, als

wenn es ihn nicht anginge; wie vordem die Freude, so machte jetzt das Leid keinen Eindruck auf ihn; denn er kannte schon kein anderes Unglück mehr, als das Leben, und sehnte sich nach keinem andern Glück, als nach dem Tod. Er trotzte dem Schicksal, das ihn verfolgte, und nichts in der Welt berührte ihn mehr, als der Gedanke an seine Schuld und Strafe. Er war wie ein Mensch, der an der Starrsucht krank liegt; der sieht und hört, als sähe und hörte er nicht, und empfindet keinen andern Schmerz, als den Schmerz des Daseyns und dieses furchtbaren Zustandes eines Scheinlebens und Scheintodes. — Um jene Zeit brach in Rom eine grausame Verfolgung der Christen aus, und Richter und Henker ersannen alle nur erdenklichen Martern, um die Gläubigen von Christo abwendig zu machen, und sie zu zwingen, daß sie den Götzen opferten. Ahasverus sah mit boshafter Freude, wie die Anhänger Dessen, der ihn verflucht, von den Heiden verfolgt und gemartert wurden, und um seine Rache an ihnen auszulassen, bot er sich selbst an zum Henkerdienste. Und manches unschuldige Opfer wurde von seinen Händen erwürgt mit gedoppelter Qual. Er aber konnte sich der Rache nicht erfreuen; denn das Beil, womit er schlug, durchschnitt seine eigene Seele, und das Gift, das er reichte, wüthete in seinem eigenen Herzen, und das

Feuer, das er schürte, brannte in seinen eigenen Eingeweiden; und er sah sie ja sterben, die Martyrer, freudig sterben, und er mußte leben, qualvoll leben!... Eines Tages, als nach der Hinrichtung eines heiligen Greises, der, Gott lobend und dankend, seinen Geist aufgegeben, aus der Menge der Zuschauer sich mehrere Christen hervordrängten, und immer mehrere, rufend: Auch sie seyen Christen, und wollten für Christo sterben; und als der weite Platz erscholl von dem Einen Zeugniß des gekreuzigten Gottes, und die Zeugen auf der Stätte umher lagen, Leichen an Leichen, eine große, heilige Saat: da wurde Ahasverus von dem Geiste ergriffen, und er warf das Henkerbeil hinweg, und stellte sich unter die Christen, die noch des Todes harrten, und rief bebend: Auch ich glaube an Christum. Da packten ihn die Schergen, und, ergrimmt über das böse Beispiel, das er vor allem Volke gegeben, sparten sie ihn zu den letzten und grausamsten Martern auf. Er aber, in der freudigen Hoffnung, daß er nun den Tod erleiden werde, den er vor allem wünschte, empfand keine Schmerzen; und das glühende Erz, das sie ihm in den Mund gossen, floß ihm hinab, wie kühlender Trank, und die Wunden, die sie ihm am Leibe schlugen, däuchten ihm Rosen, als aus denen ihm der Tod erblühen würde. Und so ließen ihn

die Henker für todt auf der Stätte liegen. Er aber war nicht todt, sondern er schlummerte nur, zum ersten Male seit jenem schrecklichen Tage, ruhig, ohne böse Träume, in seliger Vergessenheit seiner selbst...

Sechstes Capitel.

In der folgenden Nacht kamen die Gläubigen, um in aller Stille die Leichname der Heiligen hinweg zu tragen und zu begraben. Und ein frommer Mann nahm auch Ahasverum auf seine Schulter, und trug ihn von dannen in eine der unterirdischen Grüfte von Rom, wo die Gläubigen ihre Todten begruben, und bei den Gräbern der Martyrer ihren Gottesdienst hielten. Und das versammelte Volk stimmte heilige Gesänge an, und sie lobten Gott und den er zum Heile der Welt gesandt, Jesum Christum, und sie priesen selig Alle, die für seinen Namen gestorben und die Krone der Zeugschaft erhalten haben. Unter den Gebeten und Lobgesängen erwachte Ahasverus; er richtete sich auf unter den Todten, die umher lagen, und er rief mit herzzerschneidendem Jammer: „Ja wohl selig die, welche gestorben sind in dem Herrn! Aber, ach, mich Unglücklichen verfolgt das Leben, denn es ist Sein Fluch!“

Die Gläubigen erbebten vor seiner Stimme, und jener fromme Mann, der ihn dahin getragen — es war der Priester der Gemeine, und sein Angesicht leuchtete, wie das Angesicht eines Engels — der trat zu ihm, und tröstete ihn, und fragte ihn, als ob er ihn kennete: „Ahasvere, glaubst du an Christum?“ Ahasverus verbarg sein Antlitz, und antwortete mit dumpfer Stimme: „Ich glaube und — zittere.“ Der fromme Priester aber ließ nicht ab, ihn zu trösten, und er sagte: „Ahasvere, hast du eine schwere Sünde begangen an dem Herrn, so verzweifle nicht an seiner Gnade. Er hat verziehen der Sünderin Magdalena, und dem Jünger, der ihn verläugnet. Und als er auf Golgatha am Kreuze sterbend hing, betete er noch für seine Peiniger, sagend: Herr, verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Und zu dem Mörder, der neben ihm am Kreuze hing, und der vertrauend an ihn glaubte, sagte er: Heute wirst du noch mit mir im Paradiese seyn!“ Ahasverus aber sagte: „So hat er denn Allen verziehen, nur mir nicht; auf mir allein noch ruht sein Fluch, seine Strafe; drum so muß ja meine Schuld größer seyn, als die Schuld Aller, und für mich ist kein Erbarmen, kein Tod, bis daß Er kommen wird.“ Bei diesen Worten verließ er die Versammlung der Gläubigen, und ver-

schwand aus Rom, und floh alle Gegenden, wo das Kreuz geprediget wurde.

Siebentes Capitel.

Wollte ich dir, christlicher Leser, alles erzählen, was sich ferner in den folgenden Jahren und Jahrhunderten mit dem ewigen Juden zugetragen, und dir auch nur alle die Länder nennen, die er durchzogen, ohne irgendwo Ruhe zu finden: ich müßte ein Buch schreiben, wozu ein ganzes Menschenleben nicht zureichen würde. Ich will dir daher hievon nur so viel sagen, daß es kein Land in der Welt gibt, in das er nicht gekommen — denn es war ihm zuwider, einen und denselben Weg zu machen — und daß keine Widerwärtigkeiten zu gedenken, denen er nicht ausgesetzt worden, oder sich selbst ausgesetzt hat aus Haß gegen sich und sein Leben. Einmal durchzog er die unwirthbaren Wälder und Sümpfe des alten Deutschlands, und drang hinauf bis in die Länder, wo ewiger Schnee die Erde deckt, und eine lange, lange Nacht alljährig die Menschen umfängt; und die Decke von Eis däuchte ihm ein kühlendes Pfühl für sein brennendes Herz, und die Nacht stimmte zur Finsterniß, von der sein Geist umhüllt war. Ein

anderes Mal wanderte er über die langen Steppen von Asien, und hinunter gen Arabien, und die Wüsten von Afrika hindurch; und sein Gehirn wurde schier versengt von dem heißen Sonnenstrahl, und die Zunge klebte am Gaumen vor brennendem Durst, und kein Schatten, keine Quelle, keine Nahrung erquickte den Wanderer. Und er konnte doch nicht sterben. Er mengte sich in halbem Wahnsinn in die blutigen Kriege wilder Horden, und warf sich mitten unter die feindlichen Schaaren, und verbreitete Tod und Verderben, hoffend, daß der gereizte Feind ihn tödten würde. Die feindliche Waffe verletzte ihn nicht. Er suchte die unglückseligen Oerter auf, wo die Pest wüthete, und gesellte sich zu den Kranken, und leckte an ihren Beulen, und sog den Tod in sich. Der Tod schadete ihm nicht. Er stürzte sich in das Meer, in die brausende Brandung, in die tiefsten Wirbel; das Wasser warf ihn wieder aus. Er konnte nicht sterben. — Jedoch gab es nur hie und da Zeiten, wo er sich so unsinniger Dinge vermaß, dann nämlich, wenn der alte Stolz und Trotz wieder in seinem Herzen aufstiegen, als hätte der Herr unbarmherzig und grausam an ihm gehandelt durch die Strafe, die er über ihn verhängt. In der übrigen Zeit aber, seit jenem Tage an, wo er die Marter erlitten von wegen des Bekenntnisses,

und

und in der Gemeinde der Christen erwachte vor dem frommen Mann, deß Angesicht geleuchtet, wie das eines Engels: seitdem war er meistens ruhig bei all seiner Unruhe, und still bei all seinen Leiden. Denn er dachte an die schwere Schuld, die er verschuldet an dem Herrn, als er ihm verweigert, auszuruhen auf seinem schweren Gange zu seinem Tode, und er fühlte wohl, daß ihm Recht widerfahre, wenn er deßhalb nirgends Ruhe finden würde sein ganzes Leben lang. So zog denn allmählig Demuth in sein Herz ein, und mit Demuth jene Ergebung, die den vergeblichen und unrühmlichen Kampf aufgibt gegen eine höhere, gerechte Macht.

Achtes Capitel.

Es waren ungefähr vierhundert Jahre nach Christi Geburt verflossen — beinahe in der ganzen damals bekannten Welt war schon das Zeichen des schmählichen Kreuzes als Triumphzeichen des Heiles aufgerichtet — da kehrte Ahasverus, der ewige Jude, wieder zurück aus fernen Welttheilen über Jerusalem gen Rom zu. Hundert Geschlechter der Menschen waren indessen dahin gegangen; viele Städte, der Stolz und die Pracht ihrer Zeit, waren verschwun-

den, und nur Trümmer davon waren noch sichtbar, als Zeichen ihrer ehemaligen Größe; ganze Nationen von anderer Herkunft bewohnten nun jene Länder, worin die alten Heiden hauſ'ten, und er ſtand allein da unter ihnen, der einzige Menſch aus einer urgrauen Zeit; aber die Zeit hatte nichts vermocht über ihn, denn er war noch in der Kraft des Mannesalters, wie damals, wo der ſchreckliche Fluch über ihn ergangen. Wie er nun ſo das Land durchwanderte und die Inſeln des Mittelmeeres, und alles verändert ſah, nur ſich ſelbſt nicht; und als er die Chriſto geweihten Tempel vorbei zog, und die Gräber der Chriſten, die nun ausruhten von den Mühen des Lebens, der Früchte ihres Glaubens theilhaftig; und wie er ſah und hörte, daß der Name Deſſen, den er von ſeiner Schwelle weggeſtoßen, von allen hochgeprieſen wurde als der Heiland der Welt: da ergriff ihn eine unendliche Wehmuth, und er verſank ſchier in Verzweiflung wegen ſeiner Schuld, ob ſie ihm je vergeben werden könne. Und er rief aus: „Iſt denn keine Sühne für mich, Herr des Lebens und des Todes? Soll ich noch länger umher wandeln, wie Kain, als ein von Gottes Fluch getroffener Sünder? Er, der erſte Mörder, iſt doch geſtorben; und ich ſoll fortleben zu meiner Qual und zum Aergerniß Anderer? Ich will die Welt befreien von meiner ver-

haßten Gegenwart, und Gott genade mir, wenn ich mich in die Arme seiner Barmherzigkeit werfe.“ So sprach er, und er stieg den Aetna hinan, der so eben aus seinem weiten und tiefen Schlunde Feuer auswarf, das wie Blitze Gottes durch das Rauchgewölke leuchtete, während der Donner furchtbar aus seiner Tiefe herauf scholl. Und er stand am Schlund, und sah hinab, und Grausen packte ihn. Aber er faßte Muth, und rief: „Wenn noch ein Himmel für mich ist, so ist er nur in der Hölle!“ und stürzte sich hinab.

Neuntes Capitel.

Aber der feuerspeiende Berg behielt ihn nicht, sondern warf ihn wieder aus mit seinen Flammenwirbeln. Und Ahasverus lag am Fuße des Berges, besinnungslos, am ganzen Körper voller Brandmale und röchelnd und stöhnend, wie einer, in dessen Eingeweiden der Tod wüthet. So traf ihn ein frommer Einsiedler, der am Fuße des Aetna seine Klause hatte; der trug ihn in seine Wohnung, und pflegte und heilte seine Wunden, bis dem Unglücklichen mit der Genesung die Besinnung wieder kam. „O — rief Ahasverus, als er aus seinem langen Schlafe wieder erwachte — warum rufest du mich wieder ins

Leben zurück, in dieses mir so verhaßte Leben? Wenn mich der Berg wieder ausgeworfen hat aus seinen brennenden Eingeweiden, warum hast du meinen Körper nicht der Fäulniß überlassen, und dem Fraße wilder Thiere? So haben sich denn nicht nur alle Elemente gegen mich verschworen, sondern auch die Menschen, um mich zur Qual des Lebens aufzusparen für immer! Ach, leben! — leben müssen! — zur Strafe leben müssen! — O ihr Glücklichen, die ihr euch Sterbliche nennt, sterblich seyd! Ihr wißt nicht, was das heißt: leben müssen, im Bewußtseyn seiner Schuld! Was euch Segen zu seyn scheint, das ist mir Fluch!" — So klagte der Unglückliche. Der fromme Einsiedler sprach ihm Trost zu, und redete mit ihm, als mit einem, dessen Person und Schicksale ihm genau bekannt waren. „Ahasvere, sagte er, war des Herrn Strafe schwer, so war deine Schuld noch schwerer; und ist aber auch deine Schuld groß, so ist des Herrn Gnade noch größer! Darum habe Geduld, und trage mit Ergebung die Bürde des Lebens, bis der Herr kommen und sie dir abnehmen wird." Dann redete er zu ihm weiter von der Huld und Gnade des Herrn, und daß er, der Welt Heiland, vom Himmel hernieder gestiegen sey, um alle Menschen selig zu machen, deren Sünde er auf sich genommen, und für sie gestorben am

Stamme des heiligen Kreuzes.“ Ahasverus hörte dem frommen Einsiedler mit Aufmerksamkeit zu; und wie jener ihm die schönen Gleichnisse von dem verlornen Schafe und von dem verlornen Sohne erzählte, und das liebevolle Wort des Erlösers hinzusetzte: daß mehr Freude sey im Himmel über einen bußfertigen Sünder, als über neun und neunzig Gerechte: da weinte Ahasverus die erste Thräne der Reue, der Freude und des Dankes; denn seine Augen waren vertrocknet seit jenem unseligen Tage seiner Schuld und seiner Strafe. — Nachdem er wieder gesund geworden, verließ er den frommen Einsiedler, und begab sich auf dessen Rath in die Wüste von Thebais in Ober-Aegypten.

Zehntes Capitel.

Die Wüste von Thebais war zur damaligen Zeit bewohnt von vielen Tausenden frommer Eremiten, welche hier, in gänzlicher Entfernung von der Welt und ihren Freuden, Gott dienten in Gebeth und in Betrachtung. Dahin kam Ahasverus, und da sein Inneres reiner und stiller geworden war, so fand er sogleich Behagen in dieser äußern Umgebung. Denn er sah, wie diese gottesfürchtigen Männer auf der

Welt lebten, ohne in der Welt zu leben; daß sie das Leben selbst nur als eine schwere Bürde ansahen, die ihnen Gott zu tragen auferlegt, bis daß Er komme — als eine immerwährende Vorbereitung zum Tode, ja als den Tod selbst, um des höhern, des ewigen Lebens sich würdig zu machen; und daß sie endlich dessen ungeachtet mit Geduld in diesem Elend ausharrten, und voll Hoffnung lebten auf die Zukunft des Herrn. Das Beispiel dieser frommen Männer, ihre stille Lebensweise und ihre einfältige Denkungsart wirkten wohlthätig auf ihn ein, und er wurde von Jahr zu Jahr ergebener in sein Schicksal. Er diente den Brüdern, die weit und breit zerstreut lebten in abgesonderten Hütten, besonders den Altvätern, die der Aufsicht pflegten über die jüngern Brüder, und befliß sich in allen Dingen der treuesten Ausrichtung. Doch ließ er sich nie mit jemand in eine Unterredung ein; auch ihre Versammlungen vermied er, und nahm keinen Theil an ihrem Gottesdienste. Er verhehlte den Obern nicht, die ihn deßhalb zur Rede stellten, daß er ein Jude sey, und daß er keine Gemeinschaft haben könne mit den Christen. Denn, obwohl Ahasverus allmählich durch die Gnade Gottes, die ihn bei so vielfältigen wunderbaren Ereignissen ergriffen und getrieben hatte, von seinem trotzigen Stolze geheilt, und zur Erkenntniß seiner

selbst, zur Demuth geführt worden war: so fehlte es ihm doch noch am Glauben — an dem lebendigen Glauben an Jesum Christum, in dem allein das wahre Heil, der wahre Friede zu finden ist.

Eilftes Capitel.

So waren wieder ein paar Jahrhunderte verflossen, und sie däuchten Ahasvero, wenn er auf sie zurückblickte, wie ein paar Jahre; denn für den Menschen ist nur die Zukunft eine Zeit, die Gegenwart vergeht ihm, ohne daß er sie bemerkt, und die Vergangenheit ist ihm verflossen, als habe er sie nicht gelebt... Da erscholl bis in die Wüste von Thebais das Gerücht: es sey in dem fernen Arabien ein neuer Prophet auferstanden, der sich über Christum erhebe, und das Christenthum als Abgötterei verdamme und ausrotte. Seine Losung sey: „Allah ist Gott, und kein anderer Prophet, als Mahoma.“ Wie das Ahasverus vernahm, da erwachte plötzlich in seinem Innern wieder der Gedanke, der lange in ihm geschlafen: daß Jesus nicht Gott sey, sondern nur ein Gottgesandter, ein Prophet; und daß sein Reich jetzt zu Ende gehen werde bei der Erscheinung eines neuen Propheten und Wunderthäters. In diesem Wahn

und in der Hoffnung, daß die Zeit auch seiner Erlösung gekommen sey, verließ er noch an demselbigen Tage die Wüste, um den neuen Propheten aufzusuchen, und sich unter sein Volk zu stellen. Die Heiden, welche von ihrem Afterpropheten Muhamedaner hießen, hatten aber bereits Arabia in ganzen Heerschaaren verlassen, und zogen gen Palästina und Syrien hinauf, um dort die neue Lehre mit Feuer und Schwert zu verbreiten. Ahasverus begegnete den wilden Horden unfern Jerusalem, und er zog mit ihnen in die Stadt ein, unter dem Rufe: Allah ist Gott, und kein anderer Prophet, als Mahoma. Und während die Heiden die christlichen Tempel plünderten, und auf ihnen statt des Kreuzes den Halbmond aufsteckten, ging Ahasverus in der wilden Freudigkeit seines Herzens hinaus zum heiligen Grabe, wo einst des Erlösers Leichnam geruht, und wo der Herr von den Todten auferstanden ist. Und vermeinend, er werde sich um den neuen Propheten dadurch ein großes Verdienst erwerben, daß er mit eigener Hand die heilige Stätte verwüste, ergriff er im Wahnsinn des Aberglaubens eine brennende Fackel, und lief in den Tempel, um ihn anzuzünden. Sieh! da stand der Herr vor ihm, wie er glorreich aus dem Grabe erstanden; und wie damals die Wächter des heiligen Grabes plötzlicher Schrecken ergriff, so packte

auch jetzt den Frevler ein heiliger Schauer, und er fiel anbetend auf die Erde nieder, und rief: Mein Herr und mein Gott! — So fanden ihn auf dem Boden liegend die Mönche, die das heilige Grab bewachten; und da sie erkannten, daß er an Christum glaube, den lebendigen Gott, so gaben sie ihm die Taufe noch zu derselbigen Stunde und an demselbigen Orte. Des andern Tags aber zog er mit ihnen fort in das Gebirge des Libanon, wohin sie sich vor den Heiden flüchteten.

Zwölftes Capitel.

Von dieser Zeit an, als er des Heils gewürdigt worden, fühlte Ahasverus sein Innerstes ganz verwandelt. Durch seinen Glauben war ihm Gnade widerfahren und die Vergebung seiner Sünde geworden; und obwohl die Folge jener Sünde, die Strafe, nicht aufgehoben werden konnte, weil das Wort erfüllt werden mußte, so hat er doch von Stund an selige Ruhe und heiligen Frieden empfunden, wie ein Kind, das an der Folge einer schweren Krankheit leidet und langsam zum Tode reif wird, das aber im Schoße der mütterlichen Barmherzigkeit ruht, und daher willig und geduldig das unheilbare Weh erträgt unter der Pflege eines liebenden Herzens. So

lebte Ahasverus in seliger Abgeschiedenheit von der Welt unter den frommen Mönchen in den Höhlen und auf den Felsen von Libanon, bis es ihnen durch die wunderbare Fügung Gottes vergönnt ward, wieder zurück zu kehren ins heilige Land, und am Grabe des Erlösers sich wieder anzusiedeln. Denn, um die Schmach des Kreuzes zu rächen, und die geweihte Erde, allwo Christus selbst gewandelt, zu reinigen von dem Unrath der Heiden, beschlossen die Völker des Abendlandes einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen, und sie verjagten die Anhänger der Lehre Mahomeds, und pflanzten wieder statt des gotteslästerischen Halbmondes das heilige Kreuz auf. Ahasverus war unter den heldenmüthigen Kriegern, welche die heilige Stadt Jerusalem eroberten, und es war ihm unter der Fahne Christi ganz anders zu Muthe, als damals, als er dieselbe Stadt vertheidigte gegen die alten Heiden mit dem Volke, das Gott verworfen. Er diente auch in allen folgenden Kriegen, die ein paar Jahrhunderte lang gegen den Erbfeind in diesen Landen geführt wurden; und als zuletzt doch, aus unbegreiflichen Rathschlüssen Gottes, die Heiden die Oberhand behielten, doch aber so, daß das heilige Grab den Christen erhalten wurde, so ergab er sich ganz dem frommen Dienste des Herrn und seiner Gläubigen. Von der Zeit an ist er der beständige Geleitsmann derer,

welche von fernen Gegenden herkommen, um das heilige Land zu besuchen, und ihre Andacht zu verrichten bei dem heiligen Grabe; und er dient ihnen als treuer Dolmetsch alles dessen, was Jesus Christus auf Erden gethan, gelehrt und gelitten hat, und führt sie umher an alle die heiligen Oerter, wo der Heiland eine Spur hinterlassen hat seiner wunderthätigen Gnade und Barmherzigkeit. Auch seine eigene Geschichte verschweigt er nicht, obwohl er sich nur sehr wenigen und sehr frommen Seelen entdeckt; und welche von heiliger Wißbegierde getrieben, ihn um die Schicksale befragen, die seit so vielen Jahrhunderten über ihn ergangen und vor ihm vorübergegangen am Menschengeschlechte, denen erzählt er sie mit anmuthiger Ausführlichkeit und überfließender Salbung, so daß keiner von ihm hinweggeht ohne wahre Stärkung im Glauben, in der Liebe und Hoffnung... Ahasverus aber sieht, wie ein Jahrhundert nach dem andern vorüberzieht wie ein Jahr, und die Menschengeschlechter wie Geschöpfe eines Tages; und er harret in frommer Geduld und treuer Hingebung, voll des Glaubens und unter den Werken der Liebe, auf die Zukunft des Herrn — auf den heiligen, großen, ewigen Sabbath, der anbricht nach den sechs Tagen, die wir Jahrtausende nennen.

II.

Allerlei erbauliche und ergötzliche Historien.

1.

Legende von dem Ritter Sankt Georg.

Im Reiche Libya liegt eine Stadt, genannt Selene. Unfern der Thore befindet sich ein großer See, zwischen welchem aus dem daran stoßenden Gebirge der einzige Zugang zur Stadt und zu dem übrigen Lande ist. Nun begab sich's, daß einstens ein erschrecklicher Lindwurm in dem See seinen Aufenthalt nahm, und jeden, welcher des Weges ging, tödtete und verschlang. Und wenn er des Fraßes ermangelte, so schleppte er sich bis an die Mauern der Stadt, und blies seinen vergifteten Athem in die Stadt hinein. Das hatte der alte Feind, der Satan, so veranstaltet, auf daß nicht die erfreuliche Botschaft des Christenthums in diese Lande kommen möchte; und es geschah wohl auch mit Gottes Zulassung und zur Strafe, weil die Einwohner der Stadt und des ganzen Landes die schändlichsten Götzen anbeteten und ihnen sogar Menschenopfer brachten. Um nun den Lindwurm fern zu halten, be-

schlossen die Einwohner, ihm täglich zwei Schafe an das Ufer des Sees zu bringen zu seiner Nahrung; und als sich aber die Zahl der Schafe mit jedem Tage verminderte, kamen sie nach gepflogenem Rathe überein, dem Wurm täglich nur Ein Schaf zu geben, und neben dem Schafe noch ein Kind; und welches Kind durch das Loos getroffen würde, das sollte man ihm geben. Da begab sich's, daß letzthin auch des Königs einzige und ausbündige Tochter durch das Loos getroffen wurde. Darüber gehub sich der König sehr übel, und sprach zum Volke: Nehmt all mein Gold und Silber und die Hälfte meines Reiches, und laßt mir meine Tochter. Das Volk aber ward zornig, und sprach: Du selbst, König, hast diese Weise geordnet; also geziemt dir auch, derselben zu gehorchen. Unsere Söhne und Töchter sind uns auch lieb gewesen, gleichwohl haben wir sie hergegeben, als die Götter es über sie verhängten. Thue, was das Gesetz verlangt, oder wir wollen dich und dein Haus mit Feuer verbrennen. Der König mochte wollen oder nicht, er mußte sein Kind hergeben. Die Tochter zog königliche Kleider an, schmückte sich mit Perlen und dem köstlichsten Geschmeide. Dann fiel sie dem Vater zu Füßen und bat um seinen Segen. Der Vater umhalsete sie mit tausend Thränen. Weh mir, rief er, mein herzliebes Kind! Bist du zu

solchem

solchem grausamen Verhängniß so groß und schön geworden? Ist das die Hochzeit, die ich dir bereitete? Ist das der Bräutigam, dem du gespart wurdest? Muß ich mein einziges Kind dem Drachen zur Speise geben? Wollten die Götter, ich wäre gestorben, ehe ich ein solches Herzeleid erlebte. Die fromme Tochter tröstete den Vater, und sprach: Gebt Euch zufrieden, lieber Vater. Sterbe ich doch für Euer und des Reiches Bestes. Nachdem der Vater ihr hierauf seinen Segen gegeben, entwand sie sich seinen Armen, ging getrost zu den Stadtthoren hinaus, und begab sich an das Gestade des Sees. Das Volk aber sah zu aus der Ferne.

Während nun die Jungfrau des Drachen Ankunft weinend erwartete, kam gerade durch Gottes Fügung ein stattlicher Ritter daher gesprengt auf einem schneeweißen Rosse, sein Schild war mit einem blutrothen Kreuze verziert, und eine goldene Taube schwebte mit ausgebreiteten Schwingen über seinem Helm. Der Ritter nahte sich der Jungfrau, saß ab, trat zu ihr mit adeligem Anstande, und sprach: Ich beschwöre Euch, edles Fräulein, daß Ihr mir entdecket, weßhalb Ihr hier wartet, und seyd traurig. Sie sprach: Wackerer Ritter, setzet Euch eilends wieder auf Euer Roß, und fliehet von dannen, auf daß Ihr nicht eines schmählichen Todes sterbet.

Der Ritter sprach: Seyd meinethalb unbesorgt; nur entdeckt mir die Ursache Eures Kummers. Die Jungfrau erwiederte: Ich sehe, daß Ihr eines hohen Gemüthes seyd. Eben darum sollt Ihr nicht mit mir umkommen. Ich bitte Euch, fliehet eilends. Der Ritter versetzte: Ich werde nicht von dannen weichen, bis ich erfahre, was Euch fehle, und worin ich Euch dienen könne. Als die Jungfrau hierauf ihm den ganzen Vorgang entdeckte, sprach er: Seyd gutes Muthes! ich will mit Gottes Hülfe dem Lindwurm schon obsiegen. Ach nein, rief die Jungfrau, edler Ritter, ihr würdet umkommen, und mich nicht retten; darum bitte ich, fliehet, und laßt mich alleine sterben. Während sie noch redete, bewegte sich das Wasser, und der Drache hob mitten aus dem Strudel sein erschreckliches Haupt empor. Als die Jungfrau den Drachen erblickte, zitterte sie über und über. Sanct Georg aber schwang sich behend auf sein Roß, schlug ein Kreuz, und rannte auf den Drachen ein. Der Drache schoß auf ihn los mit grimmiger Gebärde. St. Georg befahl seine Seele Gott, legte die Lanze ein, und traf den Wurm so hart und gewaltig in den Nacken, daß er augenblicklich zu Boden stürzte. Der Ritter sprach zu der Jungfrau: Tretet eilend herzu, werft dem Drachen Euren Gürtel um den Hals, und fürchtet Euch nicht. Die

Jungfrau that, wie ihr der Ritter geheißen. Sie legte dem Ungeheuer den Gürtel um den Hals, und der Drache folgte ihr, gleich einem zahmen Hündlein.

Als das zuschauende Volk wahrnahm, daß diese beiden mit dem Drachen daher kamen, flohen sie in die Berge und Wälder, rufend: Laßt uns fliehen, oder wir müssen alle sterben. Der Ritter aber winkte, rief und sprach: Fürchtet euch nicht. Gott hat mich zu euch gesandt, euch von dem Drachen zu befreien. Glaubet an Christum, so will ich den Drachen tödten. Als nun der König und das Volk erklärten, daß sie mit Freuden glauben wollten, zog der Ritter sein Schwert, tödtete den Drachen, und befahl, ihn aus der Stadt zu bringen, da dann kaum vier Paar Ochsen vermögend waren, das Ungeheuer auf das Feld zu schleppen, wo es mit Feuer verbrannt wurde. Es wurden aber diesen Tag mehr denn zwanzig tausend Menschen getauft, ohne Weiber und Kinder. Der König war gar froh, daß er seine Tochter lebendig hätte, und er sprach zu St. Georg: Wir haben viel Gemachs und Guts von dir; darum wollen wir thun, was du willt. Und er wollte ihm viel Goldes und Silbers geben aus der Schatzkammer. Da sprach St. Georg: Wollt Ihr mir Geld und Gut geben, so gebt's den Armen an meiner Statt; damit dienet Ihr Gott. Da ließ der König ein schönes Münster ma-

chen Unſerer Frauen zu Ehren, und machte einen Altar in dem Münſter, und ehrete auch St. Georgen mit dem Münſter. Da that Gott ein großes Zeichen, ſeiner lieben Mutter zu Ehren; denn es entſprang gar ein klares Waſſer auf dem Altar, und das Waſſer hatte die Kraft, welcher Menſch ſiech war und des Waſſers trank, der ward davon geſund. Von den Zeichen ward der chriſtliche Glaube ſehr geſtärket an dem Volke, und was ſie St. Georg lehrte, das behielten ſie mit allem Fleiße. Und ſie hatten ihn ſehr lieb, und ehreten ihn gar hoch. Dieß fiel dem heiligen Ritter ſchwer, und er gedachte, nicht länger da zu bleiben. Alſo nahm er Urlaub bei dem König und ſeiner Tochter, und ſchied von dannen.

Es war aber dieſer Ritter St. Georg ein Markgraf von Paläſtina, und der Sohn chriſtlicher Eltern. Er hatte von ihnen groß Land und Gut geerbt; ſein ganzes Erbe aber hatte er ſeinen Brüdern überlaſſen, und war in die Fremde gezogen, um wider die Feinde Jeſu Chriſti zu ſtreiten und Gottes Kirche auszubreiten auf Erden. Manches Land hatte er geſehen, manches Reich erobert; und von ſeiner Thaten Ruf erſcholl die Welt von einem Ende zum andern. Nachdem er zuletzt den Drachen zu Selene erlegt, zog er endlich gen Hof, wo der Sitz des heidniſchen Gräuels war, und er nahm ſich

vor, mit Gottes Gnade hier dem Unglauben gleichsam den Herzstoß zu geben. Es hielt aber der Kaiser so eben einen großen Ring vor der Stadt, und es waren viele Könige und Fürsten und Grafen versammelt im Lager, die sich mit Waffenspiel und anderer ritterlicher Kurzweil ergötzten. Da schlug der Ritter Georg sein Zelt neben dem Lager auf, und hing seinen Schild aus mit dem rothen Kreuz im Felde. Es kannte den Ritter aber niemand. Als der Kaiser nun vernommen, daß ein christlicher Ritter angekommen, ließ er ausrufen: Wer da an Christum glaubet und an seine Mutter, der soll es öffentlich sagen, und er werde deßhalb viel leiden müssen. Da ging der Ritter Georg vor den Kaiser, und sprach: Herr, ich bin auf Gnade hergekommen, so gewährt mir denn, daß ich mich als Ritter gebaren dürfe. Der Kaiser sprach: Es sey. Da trat St. Georg in den Ring vor allen Herren, die da waren, und er sprach: Wer wider Christum ist und seine Mutter, mit dem will ich streiten. Denn ich bin ein Christ. Will mich deß Jemand bestehen? Da sprach der Kaiser: Hätte diese Rede der Markgraf von Palästina gethan, sie wäre kühn genug. Der Ritter sprach: Ich bin der Markgraf von Palästina. Da sprang der Kaiser auf, und empfing den Ritter höflich; denn er hoffte, daß er denselben

von seinem Glauben abbrächte. Er lud ihn ein, in seinem Palaste zu wohnen, und versprach ihm, er wolle ihn mit Land und Leuten begaben, und ihn halten, wie seinen eigenen Sohn; aber seinem Gotte müsse er abschwören, und des Kaisers und des Reiches Gotte ein Opfer bringen. St. Georg fragte: Wer ist denn dein Gott? Der Kaiser sprach: Apollo, welcher ist ein Gott der Sonne. Der Ritter erwiederte: Die Sonne ist aller Ehren werth; jetzt aber ist es Abendzeit, und sie scheinet nicht mehr. Gib mir Frist bis morgen, ich werde dann sehen, was ich zu thun habe.

Es nahm aber St. Georg der Ritter jene Nacht Einkehr bei einer armen Wittwe. Als er in ihre Hütte trat und sie um Herberg ansprach, da fiel das Weib ihm zu Füßen — denn er war ihr wie ein Gott erschienen — und sie sprach: Ach, Herr! wie möcht Ihr Herberg nehmen bei einer armen Wittwe? Diese Hütte schützet Euch nicht wohl. Auch habe ich kein Brod, das ich Euch reichen könnte. Und, wollt' ich Euch auch von Herzen gern Dienste erweisen, so vermöcht' ich's nicht; denn seht, dieß mein Knäblein ist blind von Geburt aus und gelähmt am ganzen Leibe, und ich muß seiner warten bei Tag und bei Nacht. St. Georg sprach: Sey getrost! Dem Gott, an den ich glaube, ist kein Ding un=

möglich. Willst du an Christum glauben, wenn er dein Knäblein gesund macht durch mich, seinen Diener? Die Wittwe sagte: Ach ja, Herr! Der Ritter küßte das Kind, und es genas alsogleich von allen seinen Gebrechen. Voll Freuden nahm die Mutter das Kind, lief hinaus, zeigte es allen Nachbarn, und erzählte, welche große Barmherzigkeit ihr widerfahren wäre. Als sie wieder zurückgekommen, und Brod und Wein für den Gast mitgebracht hatte, da zeigte sich vor ihren Augen ein noch größeres Wunder. Die hölzerne Säule, auf der die Hütte ruhte, war zu einem grünen Baume geworden, der hoch über das Haus gewachsen war; die Aeste breiteten sich aus und hatten schöne große Blätter, und aus den Blättern trieben Blumen empor; auch bedeckte der Baum das Haus ganz und gar mit seinen Zweigen, und viel tausend Vögel saßen in den Zweigen und sangen auf das allerlieblichste, und die Blumen brachen auf und rochen wie lauter Rosen und Violen. Die Wittwe erstaunte bei diesem Anblick. Was ist dieß? sprach sie; draußen liegt der Schnee vor allen Thüren, und hie innen ist Maitag. Der Ritter sprach: Laßt uns essen, denn mich hungert. Die Frau wollte decken. Siehe, da stand eine Tafel von Rubin unter dem Baume, und ein Tischtuch, wie von Lilien gewoben, war darüber gebreitet.

Mittlerweile hatten die Blüthen Früchte angesetzt, die Früchte waren reif geworden, und fielen auf die Tafel. Der Geschmack der Aepfel war sehr wunderbar; man durfte nur irgend eine Speise sich gelüsten lassen, sofort hatten sie den Geschmack. Und so aßen denn St. Georg und die Wittwe sammt dem Knäblein, und sie waren fröhlich im Herrn. Inzwischen hat sich der Ruf des Wunders, was in der Wittwe Haus geschehen, in der ganzen Stadt verbreitet, und ist bis in den kaiserlichen Palast gekommen. Des Kaisers Gemahlin machte sich alsbald auf mit ihren Kammerfrauen, um das Wunder zu besehen. Und als sie es nun anstaunte, wurde sie vom Geiste ergriffen, und sie sagte: Edler Ritter, ich glaube an Jesum Christum, und ich bitte Euch, daß Ihr mich der heiligen Taufe theilhaftig machet. Als sie die Worte gesprochen, schwebte eine leichte Thauwolke zum Fenster herein, und hing über dem Haupte der Kaiserin. St. Georg erkannte den Willen Gottes. Und während er nun die weihenden Worte aussprach, ließ die Wolke sich auf die Kaiserin herab, und sie ward getauft in der Wolke. Nach vollzogener Taufe schied die Kaiserin voll Freuden von dannen. Der Ritter aber begab sich zur Ruhe.

Am folgenden Tage versammelte der Kaiser alle Fürsten und Großen seines Hofes, damit sie zusehen

möchten, wie der fremde Ritter seinem Gotte opferte. Und er ließ den Markgrafen von Palästina zu sich entbieten, und sandte ihm ein großes Geleite von Rittern, die ihn herbeiführen sollten. Eine Menge Volkes geleitete ihn zum Palaste des Kaisers. Als sie aber auf den Markt kamen, sah St. Georg einen steinernen Sarg stehen; der Sarg war wohl verschlossen, und auf dem Deckel waren eingegraben diese Worte: Wer mich anrührt, er sey Mann oder Weib, der ist des Todes. St. Georg fragte, was es mit dem Sarge für eine Bewandtniß habe. Das wissen wir nicht, sagten die Umstehenden; denn wegen der drohenden Inschrift wagte es noch kein Mensch, den Inhalt zu untersuchen. Der Ritter St. Georg trat näher, und klopfte auf den Deckel des Sarges; augenblicklich borst der Deckel aus einander, und man sah den Sarg angefüllt mit Menschengebeinen. Da sprach St. Georg zu der Menge, die ihn begleitete: Ihr habt gesehen, wie die Natur Zeugniß gegeben von der Macht dessen, dem ich diene und den ich anbete; so möge denn auch der Tod selbst Zeugniß geben von Christo, welcher der Herr ist des Lebens und des Todes. Und er trat zum Sarg, und sprach mit lauter Stimme: Ich gebiete euch, ihr dürren Gebeine, im Namen dessen, der euch schuf und erlöste, daß ihr wieder lebendig werdet

und aus dem Sarge hervorgehet. Augenblicklich ward ein Gewimmel im Sarg; die Gebeine wurden wieder lebendig, und es gingen viele Männer hervor, welche sofort niederfielen vor des Ritters Füßen, und die Taufe begehrten. Der Ritter zeichnete mit dem Schwert ein Kreuz auf die Erde, und alsbald entsprang ein Brunn an der Stelle. Aus diesem Brunn taufte er die Männer im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Darnach sprach er zu ihnen: Der Hölle seyd ihr quitt und ledig. Eilet nun und bettet euch wieder in den Sarg, und fahret in das Paradies, und grüßet mir meine liebe Mutter Alexandra, wie auch die Jungfrau Maria und den Herrn Christum. Willig stiegen die Männer wieder in den Sarg. Der Sarg schloß sich über ihnen zu, und der Deckel war heil und ganz wie zuvor. Von diesem großen Wunder wurden wieder unzählig Viele gläubig in ihrem Herzen, doch verhehlten sie es aus Furcht vor dem Kaiser.

Als nun der Ritter St. Georg in den Palast kam, und in den Saal trat, wo der Kaiser, die Fürsten und Großen versammelt waren, so sprach der Kaiser zu ihm: Wohlan, tapfrer Ritter, Ihr habt gestern versprochen, unserm Gotte zu opfern. Sehet nur, wie lieblich die Sonne scheint. So thut nun, wie Ihr gelobt habt. St. Georg antwortete: Die

Sonne ist aller Ehren werth, und noch größerer Ehren der, welcher sie erschaffen. Wo ist aber der Abgott, dem Ihr mir zumuthet zu opfern? Der Kaiser antwortete: Er steht draußen in seinem Tempel. Der Ritter sprach: Er mag sich her bemühen, wenn ich ihm opfern soll. Der Kaiser sprach: Kommt, wir wollen zu ihm gehen. St. Georg antwortete: Mir ist nicht gemüthlich, zu ihm zu gehen. Sollen wir ihm eine Ehre erzeigen, so mag er sich einmal zu uns bemühen. Nun stand unter dem Haufen der Zuschauer auch die Wittwe sammt dem Söhnlein, das er geheilt hatte. Da ging St. Georg auf sie zu, und er sprach zum Knäblein, indem er ihm eine Ruthe gab: Gehe eilend in den Tempel des Apollo, und sage dem Abgott: Sanct Georg der Ritter befehle ihm, augenblicklich dir zu folgen; weigert er sich dessen, so schlage ihn mit der Ruthe, und treibe ihn vor dir her, bis du ihn uns bringest. Der Knabe sprach: Es soll geschehen, wie Ihr befohlen habt, nahm die Ruthe und ging. Er hatte einen schönen weißen Leibrock an, und ein Kränzlein zierte seine Stirn. Als er ohne einigen Unfall in den Tempel gekommen, trat er vor den Götzen, und sprach: Sanct Georg der Ritter gebeut dir, im Namen des allmächtigen Gottes, daß du zur Stunde zu ihm kommest in den Saal des Kaisers. Diese

Worte wiederholte er zu dreien Malen, und da sich der Götze noch nicht rühren wollte, so schlug er denselben mit der Ruthe, und trieb ihn also vor sich her, mitten durch die Stadt, bis in den kaiserlichen Palast. Als St. Georg den Götzen kommen sah, so sprach er mit lauter Stimme zum Kaiser und zu denen, die ihn umgaben: Weil ihr denn weder meinen Worten glaubt, noch den Zeichen, die ich thue in der Kraft des alleinigen Gottes, so mögt ihr das Zeugniß vernehmen aus dem eigenen Munde dessen, den ihr als euern Gott, den allsehenden, anbetet. Und er wandte sich zu dem Götzen: Ich beschwöre dich, sprach er, daß du bekennest, wer du seyst. Der Abgott hub an gräßlich zu brüllen, dann sprach er: Christus ist wahrhaftiger Gott und des lebendigen Gottes Sohn. Ich aber und meine Brüder sind vom Himmel in den Abgrund verstoßen. Darum suchen wir die Menschen Gott abtrünnig zu machen, und verführen sie, uns anzubeten, und bereiten ihnen das ewige Feuer. Da sprach der Ritter: Fahre in den Abgrund, du Verfluchter. Alsbald verschwand der Teufel, und die Bildsäule zersprang in unzählige kleine Stücke.

Als der Kaiser sah, daß sein Abgott zu Schanden geworden und gar vertilgt sey, gerieth er in einen wüthenden Zorn, und befahl, den Ritter zu

greifen. Er hatte ein Rad zurichten lassen, das mit zweischneidigen Schwertern nach innen und nach außen wohl versehen war. In dessen Speichen ließ er den Ritter flechten. Als aber das Rad in Schwung gekommen, fuhr es mit großer Gewalt aus einander, und beschädigte viel Heiden, der Ritter aber stand unverletzt auf dem Boden. Der Tyrann ließ einen Kessel füllen mit geschmolzenem Blei, und den Martyrer hineinwerfen; allein das glühende Blei umfloß seine Glieder gleich einem erfrischenden Quellwasser. Der Kaiser nahm seine Zuflucht zu den Zauberern, die aus Natterngift und Schierlingssaft einen der tödtlichsten Tränke bereiteten; aber St. Georg, wie er den Becher nahm, schlug ein Kreuz darüber, und trank ihn rein aus; und als nun das Gift ihm keinen Schaden thät, bekannten die Zauberer sich überwunden, und nahmen selbst den christlichen Glauben an. Sofort befahl der Kaiser, sie hinzurichten. Zu seiner Gemahlin aber sprach er: Ich muß sterben vor Unmuth, wofern es mir nicht gelingt, dieses Lästerers mächtig zu werden. Die Kaiserin antwortete: Höre einmal auf zu wüthen, Wütherich. Siehest du nicht, daß dieser Ritter dir zu mächtig ist, und daß die Kraft Jesu Christi durch ihn wirket. Als der Kaiser hörte, daß auch seine Gemahlin eine Christin geworden,

schäumte er vor Grimm, und befahl, sie so lange zu geißeln, bis sie den Geist aufgäbe. Den heiligen Georg aber ließ er durch alle Straßen der Stadt schleifen, und hierauf in seiner Gegenwart dem Martyrer das Haupt abschlagen. Indem er aber von der Richtstätte zurück zu seinem Palaste fuhr, fiel Feuer vom Himmel, das verzehrte ihn und seine Diener.

2.

Die blauen Berge.

Unfern vom Gebirge lebte eine stille, fromme Gemeinde. Die Menschen nährten sich von den Früchten der Erde, die sie bauten, und von der Milch der Thiere, deren sie pflegten; und was sie aßen und tranken, das geschah in Zufriedenheit und mit Danksagung. Jeden Morgen besonders zogen sie hinaus ins Freie; und, mit dem Antlitz gen Osten gewandt, beteten sie zu dem unsichtbaren Gott, der ihnen aus den schönen, blauen Bergen die Sonne herauf führte, und die Wasserströme darnieder stürzen ließ, um ihre Aecker und Weiden zu tränken, und dessen Wetterstürme donnerten und leuchteten voll majestätischer Pracht.

Es war aber ein Mann in der Gemeinde, den es gelüstete, sich näher umzusehen in den Bergen, und die Geheimnisse des Sonnenscheines, und der Wasserströme, und der Winde und Wetter zu erforschen. Und er ging eines Tages fort, und that, wie ihm sein Geist zu gebieten schien. Nach einiger Zeit kehrte er wieder zurück, und er sprach vor der versammelten Gemeinde: Was ihr, liebe Leute, bisher von den blauen Bergen dort und dem Gotte oben gemeint und geglaubt habt, dem ist nicht also, und ihr seyd in großem Irrthum. Ich habe Alles in der Nähe besehen, und ganz anders befunden. Die Berge, die euch so schön blau her scheinen, sind eitel schroffiges, unfruchtbares Gestein; und die Gewässer, die aus ihren Schluchten herabschießen, sind wilde, verheerende Gießbäche, und die Winde und Wetter sind natürliche Lufterscheinungen, die sich von selbst erzeugen und wieder zerstören. Und die Sonne, die geht weit, weit hinter jenem Gebirge auf; und von einem Gott, wie man gefabelt, ist nirgends nichts zu sehen in den blauen Bergen.

Die Gemeinde stutzte ob der Rede des Mannes, den sie als einen Wissenden verehrten. Und einige sagten voll Unmuth: So haben uns denn unsere Väter bethört, daß wir Mährlein glaubten als wahrhaftige Dinge! Und sie gingen seit der Zeit nicht

mehr hinaus, daß sie zu Gott beteten, der die Wunder verrichtete in den blauen Bergen; und sie arbeiteten von nun an verdrossen, und lebten unter einander in Unfrieden. Viele unter ihnen aber gingen nun selbst in die Berge, um zu schauen, was zu glauben wäre; und sie müdeten sich vergebens ab im Auf- und Niedersteigen, und manche fielen in die Abgründe, oder verirrten sich in dem weiten Gebirge, wo sie vor Hunger umkamen. Nur ein alter Mann in der Gemeinde achtete nicht der Rede des Wissenden, sondern glaubte an das, was seine Väter ihm gesagt von den blauen Bergen und dem Gotte, der darin wohne; und er ging täglich, nach- wie vorher, hinaus ins Freie und betete da, mit dem Antlitz gen Osten gewandt, zu dem Unsichtbaren, der ihm die Sonne heraufführte, und die Wasserströme niederstürzen ließ, und dessen Wetterstürme donnerten und leuchteten in den blauen Bergen. Und wenn er also gebetet hatte voll der Andacht und des Glaubens, da ging er jederzeit gestärkt an sein Tagwerk, und die Arbeit seiner Hände war gesegnet und jeder Wunsch seines Herzens gestillt.

8.

Der Name Gottes.

Es traten zu einer Zeit die Weiſeſten des Landes zuſammen, um zu berathen und zu entſcheiden, mit welchem Namen Gott am meiſten geehrt und am würdigſten dargeſtellt würde. Einige meinten, man ſollte ihn den Gott der Macht nennen, weil er der Bewältiger des Meeres und der Gebieter der Stürme und der Lenker der Schlachten ſey. Andere ſagten, er ſolle der Gott des Reichthums heißen, weil die Erde voll ſey von ſeinen Schätzen, und Alles, was da lebt und webt, Leben und Gedeihen von ihm habe. Wieder Andere ſchlugen vor, man ſolle ihn den Gott der Weisheit nennen; denn Reichthum und Macht ſeyen ja in der Hand Gottes nur darum heilſam und ſegenbringend, weil er ſie zum Nutzen und Frommen zu gebrauchen wiſſe. Zuletzt, als alle übrigen ihre Aeußerung gethan, wurde noch der älteſte unter ihnen, der bisher ſtill geſchwiegen, um ſeine Meinung gefragt. Dieſer aber bat ſich Zeit aus bis auf den folgenden Tag, um der Sache weiter nachſinnen zu können. Des andern Tags, als er wieder gefragt wurde, ſprach er: Je mehr ich nachdenke, was Gott ſey, und welcher Name ihm vor Allem gebühre, deſto

weniger kann ich es erforschen. Man verwilligte ihm noch einen Tag zu weiterem Bedenken, und der Alte unterzog sich demüthig dem Auftrage. Als nun am dritten Tage die Versammlung wieder gehalten wurde, trat der Greis mit verklärtem Angesicht unter sie, und öffnete den Mund und sprach: Vernehmet, was mir in einer heiligen Stunde veroffenbaret wurde. Indem ich die Nacht wieder der Betrachtung obliegen wollte, wie ich seit zwei Nächten gethan, kam mir der Gedanke in den Sinn, daß doch Gott nur allein wissen könne, was er sey, und der Mensch nur so weit, als es ihm Gott offenbare. Dieses bedenkend, warf ich mich auf die Kniee, und harrte in brünstigem Gebete wohl drei Stunden lang. Und Gott erhörte mein Flehen. Denn es erschien mir ein Jüngling, in schneeweißem Gewande, mit Strahlen um sein Haupt, und mit einem Bildniß auf seiner Brust. Und er deutete auf das Bildniß. Erlaßt mir die Beschreibung; denn mein Mund kann nicht aussprechen, was mein Auge gesehen. Dieß Eine vernehmt: Die Gestalt streckte die Rechte aus, als verheiße sie; und sie hielt die Linke dar, als erwarte sie; und, wo das Herz schlägt, da war die Brust offen und frei, und aus dem milden Antlitz, welches gegen das bewegte Herz sich senkte, sprach es in einer, nur dem Herzen verständlichen Sprache: Ich verzeihe!

Da ward es mir mit Einem Male klar und gewiß, mit welchem Namen Gott am würdigsten genannt werden solle. Denn indem ich mein und der Menschen Leben vor den Augen meines Geistes vorübergehen ließ, gewahrte ich überall Spuren und Zeichen, wie Gott den Frommen Glück und Segen verheiße, die Sünder zur Buße und Bekehrung erwarte, und die Unbild und den Undank, den ihm die Menschen erweisen, gern verzeihe. Und darum — schloß der Greis seine Rede — ist und sey sein Name: Der Gott der Gnaden. Die Versammlung gab Beifall, und faßte den Beschluß, daß alsbald dem ganzen Volke verkündet werde: Es gäbe keinen Namen, der Gott mehr ehrte und Gottes würdiger wäre, als der Name: Gott der Gnaden!

4.

3. Die Wunder.

Es hielten zwei Männer der Gemeinde vertrauliche Zwiesprache über die Irren und Wirren ihrer Zeit. Der eine, ein Mann in rüstigen Jahren, nach allen Seiten hin umsichtig und rührig, der sich aber überall gehemmt sah in seiner Wirksamkeit, und betrogen in seinen besten Erwartungen, blickte mit

Kummer auf die Gegenwart hin, und ohne Hoffnung in die nahe und ferne Zukunft. Er klagte dieß seinem Nachbarn, einem bejahrten, vielgeprüften Manne, der nach mannichfaltigen Erfahrungen eines langen Lebens eine Ruhe, Sicherheit und Klarheit in Geist und Gemüth errungen hatte, wie wir sie an dem Spiegel unsers Innern, an dem Himmel wahrnehmen, wenn er nach stürmischen Gewittertagen wieder seine Heiterkeit gewinnt, und rein und mild auf die Erde niederschaut. Es drängt sich mir — sagte jener — mit jedem Tage mehr der furchtbare Gedanke auf, als sey die Welt aus ihrem Fundamente gerissen und als Spielball preisgegeben den bösen Mächten, welche ein zürnender und strafender Gott losgelassen zur Züchtigung eines verderbten Geschlechtes. Wohin wir die Augen wenden, wir sehen überall nur Zerrüttung und Verkehrung menschlicher Verhältnisse. Alte Throne stürzen ein, die auf Granitvesten erbaut zu seyn schienen; neue errichten sich auf Sandhügeln, welche der Wind des morgigen Tages wieder verwehen wird. Die Völker sind, und — sind nicht mehr; denn die Satzungen und Rechte der Väter wurden verworfen, und es haben sich neue eingeschlichen und eingedrängt, welche die Auflösung schon in ihrem Entstehen an sich tragen. Ueber den Formen, um welche man streitet,

wird das Weſen, der Beſtand und Gehalt des Volkslebens bloßgeſtellt; und indem man vorgibt, immer nur das Beſſere zu ſuchen, verliert man vollends das Gute. Und in Allem, was ſie ſatzen, treiben und thun, iſt es überall nur auf das Irdiſche, das Vergängliche abgeſehen, und Eigennutz regiert die Welt. Was ſonſt als der Anfang der Weisheit gegolten hat, und als das Ende alles Lebens und Strebens, und als der Mittelpunkt, an den ſich das Wohl und Wehe ganzer Völker, ſo wie Einzelner, angeknüpft und gehalten hat: das Ewige, Göttliche, es iſt aus dem öffentlichen Leben, von dem unheiligen Markte verſchwunden, und mit ihm Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit. Und die wenigen, die ihr Herz dem Heiligen noch erſchloſſen und geweiht, retteten ſich und ihr Geheimniß aus dem Marktgetümmel, und verbleiben einſam und ſtumm; denn ihre Stimme, wie die Stimme des Rufenden in der Wüſte, würde doch nur eitel verhallen an den Ohren und Herzen eines thörichten Geſchlechtes. O Freund! — ſchloß der Bewegte — wer ſoll in dieſe Irren und Wirren Ordnung und Licht und Frieden bringen? Wenn hier kein Wunder geſchieht, ſo ſteht der Welt Auflöſung nahe in Blut und Feuer. — Der Nachbar ſah ihn mild lächelnd an, und indem er ſeine Hand ergriff, ſprach er mit dem Tone der

Zuversicht und des Glaubens: Wahrlich! es geschehen noch Wunder; und wenn wir sie auch mit unsern Augen nicht schauen können, sie geschehen doch — wie das Licht die Nacht des Gewölkes durchdringt und die Luft den Verschluß des Abgrunds, obgleich wir den Quell nicht gewahren, aus dem sie strömen. Es geschehen noch Wunder! Erst noch neulich habe ich deren zwei gesehen, die mir ein eben so großes Vertrauen gegeben, als sie mich in Erstaunen gesetzt haben. Es war in einer Nacht, als ich vor Kummer nicht schlafen konnte; da trat ich ins Freie, und ich erblickte nun ein hohes, weites, unermeßliches Gewölbe über meinem Haupte, und unzählige Sterne funkelten an dessen Decke, und die schlummernde Erde ruhte sicher, wie ein Menschenkind, unter dem schützenden Obdach. Und nirgends sah ich doch Pfeiler, darauf der Meister das Gewölbe gesetzt hätte, und es fiel dennoch der Himmel nicht ein, und er stand fest, auch ohne jene Pfeiler. Da sprach ich zu mir: Sollen wir arme Menschen drum zappeln und zittern, den Einfall und Sturz des Himmels befürchtend, weil wir die Stützen nicht greifen noch sehen, die ihn halten? Und soll es uns nicht genügen, zu wissen, daß Gottes wunderbare Hand den Bau gebildet, und daß ihn dieselbe Hand in der sichern Schwebe trägt und erhält?

Und ich ging beruhigt in meine Hütte zurück, und überließ mich getrost dem Ruheschlummer, da ich wußte, daß ein Wächter wacht über die Welten, und über die Hütten der Menschen. — Und ein anderes Mal, als ich an einem Tage von schwerer Trübsal niedergedrückt war, blickte ich zum Fenster hinaus, und da sah ich große dicke Wolken über mir schweben, und sie zogen einher, wie Meereswogen vom Sturme fortgetragen, und die Gewässer drohten herabzustürzen, und schier den Erdball zu ersäufen. Aber es floß der Regen gar sänftiglich nieder, und erquickte Feld, Wald und Flur, und das Gewölke zog fort, um den Segen weiter zu verbreiten in die Länder der Menschen. Da sprach ich zu mir selbst: Wo ist denn der Boden, auf dem die Wolken ruheten oder fußeten? oder wo die Kufen, darein die Gewässer gefasset wären? Und wessen Hand leitet diese gewaltigen Massen in den Lüften hin, und wessen Arm stützet die hohen, schweren Wassersäulen, daß sie nicht mit all ihrer Wucht auf uns zumal herab stürzen? Und sieh! indem ich mich noch so fragte, da erbaute sich in der Ferne ein lichtglänzender Bogen mitten in die Wolkennacht hinein, und ich erkannte ihn sogleich als jenes Zeichen, das Gott unsern Vätern gesetzt hat zum Bunde zwischen ihm und uns, daß er das Menschengeschlecht nimmer vertilgen werde

auf Erden. — Seit jenen Tagen, als mir dieſe Geſichte geworden, kann kein Zweifel mehr mein Gemüth beſchleichen, und aller Kummer verſchwindet vor dem Lichtblicke, der in mein Innerſtes gefallen. — Der Freund verſtand und würdigte die Worte des Freundes. Und er klagte nicht mehr über die Irren und Wirren der Zeit; wohl aber trug er, nach deſſen weiſem Rathe, deſto mehr Sorge für den engern Kreis ſeiner Familie und der Gemeinde, daß ſie ſo viel möglich geſichert ſtünden gegen den Ungeſtüm des Verhängniſſes, welches die Völker und Länder zu bedrohen ſchien.

5.

Das Vögelein.

Ein frommer Ordensmann las eines Morgens in der Bibel: Vor Gott ſind tauſend Jahre wie ein Tag. Dieſe Worte und ihr Sinn wollten ſeinem blöden Verſtande nicht eingehen, und je mehr er darüber nachdachte, deſto unklarer und verworrener wurden ſeine Gedanken.

Da ging er, um ſich zu zerſtreuen, in den Garten; und indem er die Blumen und die Bäume und den blauen Himmel und alle die Werke Gottes mit

nannte seinen Namen; der Pförtner sagte: es befinde sich kein Mönch dieses Namens im Kloster. Man ging zum Abte; auch dieser kannte weder den Mann noch dessen Namen; wohl aber setzte er bei: Wie die Chronik melde, so sey vor hundert Jahren ein Mönch dieses Namens plötzlich aus dem Kloster verschwunden, und man habe seit der Zeit nichts mehr von demselben vernommen. Da erkannte der Ordensmann, daß er eines großen Wunders von Gott gewürdiget worden, und er fiel dem Abte zu Füßen, und bekannte und beichtete und erzählte, was sich mit ihm begeben.

Und nachdem er noch in derselben Stunde das Sakrament empfangen, that er gegen niemanden mehr den Mund auf, sondern verharrte in stillem Gebete bis gen Mitternacht, wo er selig in dem Herrn entschlief.

6.

Schule der Weisheit.

Zu jener Zeit, als es noch Schulen der Weisheit gab, kam ein Jüngling von schöner Gestalt und guten Sitten zu einem Meister, und bat, daß er ihn in Lehre und Zucht nehmen möge. Der Meister,

der ihn vom Ruf kannte, sprach zu ihm: Wie soll ich dich lehren und ziehen, da, wie ich höre, dein Betragen unter den Menschen und vor der Welt rein und tadellos, schlecht und gerecht ist? Der Jüngling antwortete: Mein Ruf ist wohl besser, als ich selbst bin. Ich weiß gar wohl, daß mir noch vieles fehlt zur Weisheit, und darunter das Erste und Nothwendigste. Und was ist das? fragte der Meister. Könnt' ich es sagen, antwortete der Jüngling, ich würde wohl nicht bei dir zusprechen. Ich fühle wohl meine Gebrechen, aber ich kenne sie nicht, und weiß sie drum auch nicht zu heilen und zu verbessern. Der Meister betrachtete den Jüngling mit Wohlgefallen; dann sprach er: Du erzeigest dich fähig und würdig, um in die Schule der Weisheit zu gehen. Denn die erste Stufe dazu ist die Selbsterkenntniß, die zweite die Demuth, die dritte die Zuversicht und der Glaube. Dieß aber bedenke: daß die Kunst der Weisheit schwer, und die Zeit der Schule lang sey. Du mußt vorerst lernen schweigen und hören, dann fragen und antworten, endlich handeln und leiden. Der Jüngling versprach, daß er's an gutem Willen nicht werde fehlen lassen, um des Meisters Kunst zu erlernen. Also ward er als Schüler und Jünger der Weisheit aufgenommen. Er erfüllte auch und übertraf beinahe die Hoffnungen

des Meisters während der drei Jahre, die er unter seiner Lehre und Zucht gestanden. Er wurde schweigsam, beredsam und handsam; er lieh sein Ohr guten Räthen und weisen Sprüchen, er öffnete den Mund nur zu verständigen Reden, und Hand und Herz waren immer bereit, um Gutes zu spenden, Widriges zu ertragen, und das Beste zu wollen und zu thun. Da, nach Verfluß der drei Jahre, trat eines Tages der Meister zu ihm, und sprach: Ich gebe dir Urlaub, mein Sohn! Du bist nun bereits auf dem rechten Wege, der zur Weisheit führt. Es ist freilich nur der Anfang des Weges, nicht das Ende; aber weiter vermag dich kein anderer zu geleiten; du mußt dich nun selbst führen, auf daß du endlich das Ziel erreichest. Ueber diesen Worten wurde der Jüngling schier traurig, zumal darüber, daß er erst am Anfang der Weisheit stehe, und nicht schon am Ende, da er sich doch bewußt war, daß er das Vollkommenste erstrebt habe in Gedanken, Worten und Werken. Das klagte er dem Meister in der Sprache eines zuversichtlichen, obwohl noch demüthigen Bewußtseyns. Der Meister versetzte: Was ich an deinen Worten und Handlungen wahrgenommen, es ist Alles löblich, und ich bin gewiß, daß sie ein treuer, unverfälschter Ausdruck deiner Gesinnungen waren. Aber dieß merke: Des Menschen Herz ist unergründ-

lich, wie das Meer, und was daſſelbe verbirgt in ſeinem dunkeln Abgrund, das hat noch niemand erforſcht. Dieß dein Herz erkenne ich noch nicht; es iſt dir ſelbſt noch verborgen; die Ungeheuer, die da noch in der Tiefe ſich umthun, und von Zeit zu Zeit aufſteigen, ſind furchtbar und verderblich; und wer ſie nicht wahrnimmt und ſich ihrer wehrt, den ziehen ſie in ihren Abgrund. Der Jüngling betrübte ſich noch mehr über dieſe Rede, und er bat den Meiſter, ihm dieſe Ungeheuer zu bezeichnen, die in des Herzens verborgener Tiefe hauſen, damit er ihrer achten und ſich erwehren könne. Der Meiſter antwortete: Das iſt vergeblich; ich müßte dir alle Laſter nennen; denn ſie alle gleichen jener Hyder, aus deren gefällten Häuptern immer neue und verjüngte erwachſen. Doch vor drei laſterhaften Gelüſten will ich dich beſonders warnen, welche dem Menſchen am meiſten gefährlich, weil am meiſten hintertückiſch ſind. Es iſt die Schadenfreude ob fremdem Unglück, der Neid ob fremdem Glück, und die Rachelust bei erlittener Beleidigung. Dieſe ſterben nie aus in des Menſchen Herzen, ſo lange es fühlt und ſchlägt. Der Jüngling verhüllte ſein Angeſicht, und ſprach dann: Ach, wer iſt dann weiſe unter den Menſchen? Niemand, antwortete der Meiſter, nur Gott iſt weiſe; wir arme Menſchen können wohl die Weisheit lieben,

aber nicht haben. Drum sey dir dieß noch zum Trost und zur Ermuthigung. Den Keim des Guten hat Gott in uns gelegt, und den Keim des Bösen der Satan. Pflegen wir darum der guten Saat, und reuten wir zumeist das Unkraut aus, so wird auch Gott das Gedeihen geben. Denn Er ist der Anfang und das Ende der Weisheit. Der Jüngling dankte, und entfernte sich mit denselben Gefühlen, mit denen er gekommen war: mit erweiterter Selbsterkenntniß, noch größerer Demuth, und mit befestigter Zuversicht und unerschütterlichem Glauben an Den, der der Anfang und das Ende der Weisheit ist.

7.

Von der Selbsterkenntniss.

Meister! — redete ein Jüngling einen weisen Mann an — es geht die gemeine Lehre, daß Selbstkenntniß der Anfang sey zur Weisheit. Nun aber sage mir, wie man zur wahren Selbstkenntniß gelangen könne? Der Meister erwiederte: Doch wohl dadurch, daß du dich, deine Gedanken, Begierden und Neigungen beobachtest, und sonach dir ein Bild deiner ganzen Sinnes- und Gemüthsart zusammen setzest. Denn, sage, wer wäre

dir näher, als du dir selbst, und wer könnte dein Inneres besser erkennen, als eben dein Innerstes, das Gewissen? Aber, versetzte der Jüngling, das Gewissen ist parteiisch in der eigenen Sache, und, wie ich täglich erfahre, mindestens bald zu streng, bald zu milde in seinen Urtheilen, so daß es mich vollends irre macht an mir selbst. Wohlan, sagte der Meister, so richte dich denn nach den Urtheilen der Menschen. Ihre Meinung von dir diene dir als ein Spiegel, darin du deine Gebrechen, wie deine Tugenden, klar erkennen magst. Wahrlich! versetzte der Jüngling, da wäre ich noch übler daran, wenn ich meinen Werth oder Unwerth nach dem Urtheile der Welt ermessen sollte. Sie kennt ja an mir nur, was ich scheine, und nicht, was ich bin; und in diesem Schein und Widerschein selbst flimmert alles, Licht und Schatten, so durch einander, daß sich nur ein verzerrtes, gespenstisches Bild gestalten will. Der Meister schwieg, als wäre er um weitern Rath verlegen. Nach einer Weile, gleichsam als ob er nachgesonnen, sprach er: Weil du denn meinest und erkennest, daß weder dein eigenes, noch der Menschen Urtheil dir zur wahren Selbsterkenntniß verhelfen könne, so kann und muß wohl die Quelle dieser Erkenntniß anderswo zu suchen und zu finden seyn, dort, wo die Wahrheit und die

Weisheit selbst ist: in Gott. Der Jüngling sagte: Freilich wohl! aber wer hat den Muth, an Ihn diese Frage zu stellen, und von Ihm Antwort zu erhalten? Der Demüthige, antwortete jener. Er spricht zu Gott: Herr, wer bin ich? und wer bist du? Und so nahet er denn im Bewußtseyn der Schwäche und der Schuld, die ihm inne wohnt, und er entfernt sich im Bewußtseyn seiner Kraft und seiner Würde, die von Oben kommt. Er weiß, daß er nichts sey ohne Gott, und alles durch Gott. Und das ist jeder Mensch. Der Jüngling fühlte sich durchdrungen von der Wahrheit dieser Worte, und er sprach: Also ist die Selbstkenntniß, wie sie jene anpreisen, zu nichts nütze? Nein, antwortete jener; denn das Wissen, das aus sich selbst ausgeht, bläht auf. All unser wahres Erkennen und rechtes Wollen aber kommt aus Gott; und es ist darum kein anderer Weg, der da zur Weisheit führt, als die Gottesfurcht.

8.

Der Weisen Sprüche.

Ein König berief die sechs weisesten Männer seines Landes zu sich, und sagte: es sollte ein jeder von

ihnen eine Frage stellen, die der andere zu beantworten habe, welche Antwort aber jener selbst durch eine noch weisere Antwort übertreffen sollte. Wer von ihnen hierin die Meisterschaft über alle übrigen beweisen würde, der sollte fortan sein Rath bleiben für immerdar. — Der erste fragte: Was ist schwerer als die Erde? Dem antwortete der zweite: Der Menschen Bosheit. Nein, sagte jener; der Zorn Gottes ist schwerer zu ertragen als der Menschen Bosheit. — Der zweite fragte entgegen: Was ist das Beste in der Welt? Der erste antwortete: Ein guter Freund. Nein, sagte er, ein gutes Gewissen ist noch besser. — Der dritte fragte den folgenden: Wer ist der Klügste? Antwort: Der viel Bücher gelesen hat. Nein, der nur zwei Bücher studirt, die Bibel und das Buch der Natur. — Der vierte: Wer ist der Reichste? A. Derjenige, welcher am meisten Geld hat. Nein, der sich mit dem wenigen genügen läßt. — Der fünfte: Welches ist die größte Ehre in dieser Welt? Antw. Ein tapferer Soldat und ein gelehrter Mann seyn. Nein, die Demuth und die Friedfertigkeit. — Der sechste: Welche Kunst ist die größte? Antw. Die Welt regieren. Nein, sich selbst regieren. — Der König lobte sie alle wegen ihrer weisen Antworten; dem sechsten aber gab der König den Vorzug; denn, sagte er, daß sich selbst regieren die schwerste Kunst

sey, das erfahre er selbst täglich an sich; und also habe jener nicht nur eine Wahrheit gesagt, sondern zugleich auch eine königliche Wahrheit.

9.

Die Fabel geht dich an.

Die alten Weisen haben eine gute Art erfunden, wie man den Menschen die Wahrheit fein zeigen mag, ohne sie ihnen grob ins Gesicht zu sagen. Sie hielten ihnen nämlich einen wunderbarlichen Spiegel vor, darin allerlei Gethier und seltsame Dinge vor das Auge kamen, und ein eben so ergötzliches als erbauliches Spiel machten. Das nannten sie eine Fabel; und was nun die Thiere Thörichtes oder Kluges darin verrichteten, das mochten die Menschen auf sich beziehen, und bei sich denken: Die Fabel geht dich an. Und also konnte es niemand für ungut nehmen. Als zum Exempel: Da waren zwei Berge, und auf jedem Berge stand ein Schloß, und ein Hund durchlief das Thal, und schnüffelte vor sich hin, als suche er Rebhühner oder Mäuse, um seinen Hunger zu stillen. Da erklingt auf Einmal die Trompete auf dem einen Schloß, wie dieß in derselbigen Zeit zu geschehen pflegte, wenn zum Essen

gerufen wurde, und der Hund läuft sogleich den Berg hinauf, um hier etwas zu erschnappen. Wie er aber auf der Mitte des Berges ist, da hört der Trompeter auf zu blasen, und es fängt der Trompeter auf dem andern Schlosse an. Da denkt der Hund: Hier hat man schon gegessen, und dort wird man essen; und springt wieder herab, und den andern Berg hinauf. Jetzt aber fängt der erste wieder zu trompeten an, und der andere hört auf; und der Hund läuft nun wieder herab und wieder hinauf, und macht so fort, bis endlich alle beiden Trompeter stillschweigen, und die Mahlzeit da und dort vorüber ist. — Nun rathe einmal, günstiger Leser, was der Weise mit diesem vorstellen will, und wer der Narr sey, der sich müde läuft hin und her, und nichts erhascht weder hier noch dort?

10.

Unsers Herrgotts Affe.

Als Gott der Herr den Menschen erschaffen hatte nach seinem Ebenbild, daß er auf Erden erkannt und angebetet werde: da soll, wie eine alte Sage meldet, auch Satan, der Widersacher Gottes, sich vorgenommen haben, ein Wesen zu schaffen nach seinem

Ebenbilde, das ihn anbete und ihm diene. Und er nahm einen Letten, und knetete daraus ein Ding, das darnach war. Es glich dessen Haupt schier einem Menschenhaupte, und es schien, als ob das Geschöpf in Haltung und Handlung dem Menschen es gleich zu thun vermöchte. Aber sein Schädel war so klein und spitzig, daß nur gar wenig Hirn darin Raum hatte, und der Mund ragte hervor, gleich einem Rüssel, mit seinen gefräßigen Zähnen; und das Wesen hatte gar viele und lange Finger, mehr zum Nehmen als zum Geben, und es mochte gehen auf seinen vier Händen, gleich den Thieren; und, statt der feinen, glatten Haut, war dessen Leib mit einem schäbigen Fell überzogen, und nur der häßlichste Theil war nackt geblieben, der Steiß. Zuletzt, nachdem das Gemächte vollendet war, blies Satan der Creatur auch seinen Athem ein, und sprach: Pfuat!*) und — der Affe war fertig. Satan erwartete nun, daß das Geschöpf ihn alsogleich anbete, wie der Mensch seinen Schöpfer. Aber der Affe fletschte die Zähne gegen ihn, und kehrte ihm den Rücken, und kletterte den nächsten Baum hinan, um da dem Fraße obzuliegen.

Diese Geschichte ist lustig, aber auch erbaulich.

---

*) Fiat! Es werde!

Denn wir können dabei die Bemerkung machen, daß und wie, leider! der Mensch selbst oft Unsers Herrgotts Affe an sich werde, — dann nämlich, wenn er das Ebenbild Gottes an sich verunstaltet zu einem Ebenbilde Satans, voll der Tücke, des Hasses und des Neides und aller sinnlichen Gelüste.

11.

Das Grömlein.

Ein Mann hatte vier Rosse, ein Bräunlein, einen Schecken, einen Schimmel und ein Grömlein, ein altes, schwaches Rößlein, das vor Last der Jahre und der Arbeit den Kopf hängen ließ, und die Füße mühsam nachschleppte. Diesen vier Rossen lud er jeglichem eine Bürde auf zum Tragen; wie er aber des Wegs weiter zog, dachte er sich: Warum soll ich das junge und das starke und das gute Roß lange scheren und plagen? Und er nahm die Bündel von den dreien, und lud sie alle zumal mit einander auf das Grömlein; und die drei starken Rosse ließ er ganz ledig dahin laufen, das Grömlein aber trieb er heftig an, daß es bald unter der Last erlegen ist. — Merk: dieser Narr bist du, wenn du die Buße aufschiebst bis in dein hohes Alter. Das will ich dir

in Kürze erklären. Die vier Rosse sind die vier Zeiten der Menschen. Das erste Pferd ist die Kindheit von zehn Jahren bis in das zwanzigste. Da heißt es — und die Mutter hilft auch dazu — was soll ein Kind von zwölf oder vierzehn Jahren thun? es weiß noch nicht, was die Sünde ist. Man findet doch manchen Alten, der nicht Buße thut. Und hiermit entschuldigt sich das Bräunlein. Das andere Pferd ist die Jugend oder das blühende Alter, von dem ein und zwanzigsten bis ins dreißigste. Da sagt man: Ich bin jetzt in meiner besten und blühenden Zeit, ich muß gut leben haben, da es mir gedeihet, denn, komm' ich nun in die Ehe, so ist nichts denn Ach und Wehe. Hiemit entschuldigt sich der Scheck auch. Das dritte Pferd, der Schimmel, ist das männliche Alter von dem dreißigsten Jahre bis ins sechzigste. Das wirft auch die Bürde von sich, und sagt: Wenn ich nun gar alt werde, alsdann will ich Buße thun; es ist noch Zeit genug dazu, wenn ich ein Bettriß oder sonst ein alter Greis werde. Also werden diese Bürden alle gespart bis in das Alter, und sie werden alle dem Grömlein auf den Rücken geworfen, das muß dann tragen, daß es darunter erliegt.

12.

Die Thiere und der Mensch.

Eine heidnische Fabel erzählt: Nachdem der höchste Gott Jupiter die Thiere und zuletzt den Menschen erschaffen, so trat der Esel vor dessen Thron, und fragte ihn: Wie lange er zu leben und was er zu thun habe? Darauf versetzte Jupiter: Dein Leben wird dreißig Jahre währen, und dein Thun wird seyn, daß du Lasten trageſt, Hunger und Durſt leideſt, und, falls du lässig biſt, noch Prügel kriegſt obendrein. Da seufzte der Esel tief auf und sagte: Ach, gerechter Gott! wenn es doch also beschlossen iſt, daß ich ein so elendes Leben führen muß, so kürze mindeſtens meine Jahre um zwanzig ab bis auf zehn. Das bewilligte ihm Jupiter, und der Esel ging zufrieden von dannen. — Hierauf erschien der Hund und fragte gleichfalls, wie lang er zu leben und was er zu thun habe. Jupiter antwortete: Dein Leben wird dreißig Jahre währen, und dein Thun wird seyn, daß du den Menschen und sein Habe bewacheſt Tag und Nacht, und die Diebe verscheucheſt durch Knurren, Bellen und Beißen. Das gefiel dem Hunde nicht, der gern der Freiheit genoſſen hätte, und er bat den Jupiter, daß wenn er doch zur

Sclaverei geboren, die Jahre ihm abgekürzt werden bis auf zehn. Jupiter willfahrte seiner Bitte, und der Hund entfernte sich dankbar. — Nach diesem erschien der Affe, der gleichfalls fragte, wie lang er zu leben und was er zu thun habe? Dem antwortete Jupiter: Dein Leben wird dreißig Jahre währen, und dein Thun wird seyn, daß du in deiner Mißgestalt den Menschen als Schauspiel dienest und zum Gespötte der Kinder. Darob erbos'te sich schier der Affe, und er sagte: Wenn ich doch zu weiter nichts nutz seyn soll auf dieser Welt, so kürze mir mindestens meine Jahre ab bis auf zehn. Das ward ihm auch zugesagt. — Zuletzt erschien auch der Mensch vor dem Throne Jupiters, und er fragte den Gott: Wie lange er zu leben habe? Jupiter antwortete: Dein Leben wird dreißig Jahre währen. Wie, fragte der Mensch, nur dreißig Jahre? Ist diese kurze Lebenszeit würdig des vollkommensten Wesens, das aus deiner Hand hervorgegangen? Da sagte Jupiter: Wohlan, so will ich dir denn noch die zwanzig Jahre zulegen, die ich dem Esel, und die zwanzig, die ich dem Hunde, und die zwanzig, die ich dem Affen abgenommen habe. Dann sey aber auch dein Thun und Leiden: daß du von deinem dreißigsten Jahre an bis zum fünfzigsten Lasten trageſt, und schwitzest, und entbehrest, und duldest, wie der

Esel; und daß du von deinem fünfzigsten bis zum siebenzigsten dich und dein Habe ängstlich hüteſt, wie der Hund, knurrend und murrend; und endlich, daß du die weitern zwanzig Jahre, bis zu deinem neunzigsten, zu nichts mehr dieneſt, als wie der Affe, zum Gespötte der Kinder. — Und also ist es auch geschehen, sagt die heidnische Fabel; und wir erfahren es auch täglich an Menschen, die den Thieren gleich nur das Irdische wägen und suchen.

13.

Hans Pfriem.

Hans Pfriem, der Fuhrmann, hatte die böse Gewohnheit an sich, daß er alles an andern beschnarchte, und daß ihm niemand etwas recht thun konnte. Wenn er die Straße fuhr, und ihm ein Wagen begegnete, so blieb er jederzeit stehen, und musterte die Pferde, das Fuhrwerk, den Mann, und hatte immer was auszustellen; bald waren ihm die Pferde zu kurz angespannt, bald schien ihm der Wagen nicht gut beladen zu seyn; und er schüttelte dabei den Kopf, oder sagte es laut, so daß der andere den Tadel wohl merken oder hören mochte. So machte er's in allen Sachen, auch in denen, die nicht

zu seinem Gewerbe gehörten; und die Wirthsleute, bei denen er einkehrte, hatten schwere Noth mit ihm, und sie sagten oft: Dem Hans Pfriem könnte es nicht einmal ein Engel im Himmel recht machen.

Einstmals träumte ihm, er sey gestorben. Er kommt vor die Himmelsthür, und St. Peter läßt ihn hinein, jedoch mit Verwarnung, daß er zu allem stillschweigen und ja nichts beschnarchen und tadeln solle, was er auch sehen möge. Hans Pfriem verspricht's. Wie er nun so im Himmel sich befand unter den lieben Engeln und Heiligen, und vor sich hinschaute: da sah er zwei Engel vorbeigehen, welche einen Balken in der Quere trugen, daß sie allenthalben damit anstießen. Hans Pfriem war schon Willens zu tadeln; doch besann er sich noch und dachte: Wenn man nur durchkommt, so ist's zuletzt gleichviel, ob man den Balken so oder so trägt. — Nach einer Weile, als er wieder aufschaute, bemerkte er zwei Engel, welche aus einem Brunnen Wasser schöpften in ein durchlöchertes Faß. Hans Pfriem dachte bei sich, der Warnung eingedenk: Hm! wer eben nichts Besseres zu schaffen hat, der mag so etwas auch thun, wenn's ihm Plaisir macht. — Bald darauf, als er sich umsah, gewahrte er einen Wagen, der in einem tiefen Loche stecken geblieben war; und es kam ein Engel herbei, und spannte zwei Pferde vornen und

zwei hinten an. Da das Hans Pfriem sah, kam er ganz außer sich, und sagte: Talk! was machst du denn? Und er wollte den Engel zurecht weisen. Es hatte ihn aber schon ein anderer gepackt, der ihn nun zur Himmelsthür hinaus trillte. Unter der Thür blickte Hans Pfriem nochmals hinein, zu sehen, was aus dem Wagen geworden. Und sieh da! der Wagen ging in die Höhe, von den vier geflügelten Pferden getragen. — Hiemit erwachte Hans Pfriem. — Und nun, was glaubt ihr, liebe Zuhörer, was zu lernen sey aus der Geschichte von Hans Pfriem?

14.

Der Einsiedler.

Wer der Welt Ade sagt, und in die Wüste zieht, wird darum nicht schon ein Heiliger; denn so lange die Neigung zum Bösen im Innern ist, so findet sie auch leicht einen Reiz von Außen, und die Sünde ist vollbracht. Das erfuhr Jener, von dem eine alte Geschichte Meldung thut. Dieser Mann war von einer sehr zornigen Natur; statt aber den Grund davon in sich zu suchen, schob er die Schuld auf die Menschen, die ihn zum Zorn reizten, und er dachte: Ist's also, so schadet mir die Welt, und es ist

besser, daß ich sie verlasse, als daß ich meine Seele verliere. Er begab sich daher in die Wüste, und baute sich eine Hütte mitten im Walde, nahe bei einer Quelle, und das Brod, das er genoß, ließ er sich täglich durch einen Knaben bringen, der es fern von der Hütte auf einen Felsen hinlegen mußte. Und so ging es einige Tage ganz gut, und er schien sich selbst der friedfertigste und sanftmüthigste Mensch geworden zu seyn. Eines Tags ging er, wie gewöhnlich, mit dem Krug zur Quelle, und er stellte ihn hin, damit das Wasser hineinlaufe. Da aber der Boden steinig und uneben war, so fiel der Krug um. Er stellte ihn wieder hin, und behutsamer; aber das Wasser, das ungleich hervorsprudelte, schlug ihn wieder um. Da ergriff er zornig das Gefäß, und stieß es gewaltsam gegen den Boden, daß es in Scherben zersprang. Nun merkte er, daß der alte Zornmuth wieder ausgebrochen sey, und er dachte: Ist's also, so frommt mir die Einöde nicht, und es ist besser, daß ich sogleich in der Welt meine Seele zu retten suche, dadurch, daß ich das Böse meide, und das Gute übe. Und er kehrte wieder in die Welt zurück. — Merk: Es gibt böse Neigungen, die man durch Flucht der Gelegenheit bezwingen kann; und es gibt andere, die man durch Widerstand bezwingen muß. Um aber das eine wie das andere zu

vollbringen, braucht man eben nicht die Welt zu verlassen, sondern nur sich selbst.

15.

Ei so beiss!

Ein Holzhacker hatte die Gewohnheit, daß er bei jedem Hieb, den er that, keuchend sagte: Ei so beiß! Das hörte einmal der Graf, in dessen Wald jener arbeitete; und der Herr setzte ihn darüber zur Rede, warum er denn immer so sagte: Ei so beiß! Der Holzhacker antwortete: Mit Verlaub, gnädiger Herr! Hätte Adam nicht in den Apfel gebissen, so stünd' es wohl mit uns armen Leuten besser, und ich brauchte nicht im Schweiß meines Angesichts das wenige schwarze Brod zu verdienen, wie ich leider! thun muß. Und darum zürne ich billiger Weise auf den alten Sünder, und sage unwillig: Ei so beiß! Als der Graf, der ein leutseliger Mann war, diese Worte gehört hatte, sagte er zum Holzhacker: Wäret Ihr an Adams Stelle gewesen, Ihr hättet wohl eben so gethan. Straf mich der Himmel, wenn ich nur daran denken könnte, so etwas zu thun! — sagte der Holzhacker. Vollauf zu haben im ganzen großen herrlichen Garten, und nur sagen dürfen: Maul,

was willst? Nein, Herr! Da könnte mir gar nicht einfallen, von dem verbotenen Baum zu kosten. Nun, sagte der Graf, weil Ihr denn gar so ein kluger, rechtschaffener Mann seyd, so will ich Euch ein besseres Loos bereiten, ein so gutes, als Ihr nur wünschen möget. Kommt mit mir, holt Euer Weib; ich will Euch von nun an in meinem Schlosse also traktiren, daß Ihr es im Paradies nicht besser haben möchtet. Und also ist es geschehen. Der Holzhacker und sein Weib wurden auf das Kostbarlichste ganz neu gekleidet: es wurden ihnen schön gezierte große Zimmer eingeräumt, wo sie bequem schlafen, essen und wohnen konnten; und Mittags setzten ihnen eigens bestellte Diener ein, zwei, drei, vier, fünf, sechs Schüsseln vor, voll der feinsten, schmackhaftesten Speisen. Zuletzt, nachdem sie schon lange gesättigt waren, brachte ihnen noch ein Diener eine siebente, von gediegenem Silber, mit schönen, goldenen Zierrathen, die mit einem Deckel verschlossen war. Diese setzte der Diener gleichfalls auf den Tisch, sagte aber: Es sey des Herrn strengster Befehl, daß sie dieselbe nicht öffnen, viel weniger davon verkosten dürften. Der Mann sagte: Sie hätten ohnehin schon genug, er solle sie nur gleich wieder forttragen. Das Weib aber wollte sie etwas näher betrachten, und konnte nicht genug die Zierrathen

bewundern; trug aber sonst kein Gelüste, und die Schüssel wurde wieder unberührt weggetragen. Des andern Mittags wurde zuletzt auch wieder die silberne, bedeckte Schüssel vom Diener gebracht und auf dem Tisch zurück gelassen. Die Frau betrachtete sie mit noch größerem Wohlgefallen, als gestern, und auch der Mann schien Vergnügen zu haben an der wunderschönen Gestalt des Gefäßes. Curios! sagte die Frau, was doch der Graf für eine Absicht damit haben mag? Um das Ding bloß so zu unserer Lust zu betrachten, das kann's wohl nicht seyn. Denn da dürften wir doch auch wohl hinein schauen, wo es sonder Zweifel noch viel schöner ist, als von außen. Laß das Geschwätz, sagte der Mann; sey's, was es sey, du rühr's mal nicht an. Und mit diesen Worten ging er vom Tisch, und legte sich auf das Polster. Die Schüssel wurde wieder unberührt abgetragen. — Bei all dieser Herrlichkeit war es kein Wunder, daß der Holzhacker seine Arbeit vergaß, und den Adam, und das: Ei so beiß! und er war vollkommen zufrieden mit Gott und seinem gnädigen Herrn. Die Frau aber konnte fast die ganze folgende Nacht nicht schlafen. Die Schüssel ging ihr immer im Kopfe herum, und sie träumte, es sey darin weiß Gott was Wunderschönes enthalten; es däuchte ihr, als sey sie mit lauterm Gold und kostbarem Edelgestein ausgelegt,

und

und ein großer, reiner Kryſtall funkelte dazwiſchen, aus deſſen Spiegel ihr die ganze Zukunft in die Seele leuchtete. Als daher Mittags die verbotene Schüſſel wieder auf den Tiſch kam, ſo konnte ſie ihr Gelüſte nicht mehr verſchweigen. Sie erzählte ihrem Manne zuerſt den Traum, und ſchilderte ihm die Koſtbarkeiten, die ſie geſehen. Dann meinte ſie: ſehen koſte ja nichts, und es ſey keine Gefahr dabei, da ſie niemand bemerkte. Dann ſagte ſie, es ſolle nichts berührt oder gar genommen werden; nur in den Kryſtall wolle ſie ſchauen, und die Zukunft darin leſen. Der Mann ſchüttelte anfangs den Kopf, und ſagte: Nein. Als ſie aber wiederum von Neuem anfing, und nicht aufhörte zu bitten und zu betteln: nur ein wenig den Deckel zu heben, um wenigſtens zu ſehen, ob was drinnen ſey; da, nachdem er ſich vorher überall umgeſehen, ob niemand ſie belauſchte, gab er ihr nach, und ſagte: Ins Teufels Namen! ſo lug, damit ich Ruhe habe. Sie lupfte den Deckel, und ſieh da, — ein Mäuslein ſprang heraus und davon, und ins nächſte Loch hinein. Die beiden Leute ſahen ſich einander ganz erſchrocken an; und wie ſie noch ſtumm und ſtill, wie leblos, da ſaßen, kam der Graf herbei, und fragte ſie, was ſie hätten? Nichts! ſagte die Frau zitternd. Der Herr, wohl merkend, was geſchehen, hob den Deckel auf, und

sagte dann: Also habt ihr mein Verbot nicht geachtet? Mein Weib da! sagte zornig der Mann. Dein Weib, versetzte der Herr, ist eine Eva, und du ein Adam. Lüsternheit hat euch, wie die Schlange unsere Stammeltern, in Versuchung geführt, der ihr nicht habt widerstehen können. Darum sollt ihr büßen gleich ihnen, und wiederum das Brod im Schweiße eures Angesichtes essen. Und so mußten denn er und sie sogleich die kostbaren Kleider wieder ablegen, und die schöne Wohnung verlassen, und zu ihrer Hütte und zur Arbeit zurück kehren. Seit der Zeit hat der Holzhacker nicht mehr auf den Adam, den alten Sünder, gezürnt, und sein Lebenlang nicht mehr gesagt: Ei so beiß!

16.

Die Ehen werden im Himmel geschlossen.

Als der Herr noch auf Erden wandelte, ging er einstmals mit seinen Jüngern über eine weite und lange Haide; und sie verirrten sich. Es war aber ein schwüler Sommertag; und es gingen keine Menschen des Weges, daß man sie fragen konnte. Endlich sah St. Peter unter einem Baum einen Menschen liegen, der schlief. Er ging auf ihn zu, und

fragte nach dem rechten Wege. Der aber that unwillig, und war so faul, daß er nicht einmal das Maul aufthat, sondern er streckte nur seinen rechten Fuß aus, wie der Meilenzeiger den Arm, und St. Peter mußte errathen, was er damit sagen wollte. Der Herr und seine Jünger gingen also des Weges weiter. Nach einer Weile sah St. Peter ein Mägdlein, die abseits vom Wege das wenige Gras mähete, welches auf der Haide wuchs, und emsig arbeitete. St. Peter rief dem Mägdlein; die verließ sogleich die Arbeit und kam herbei; und als sie um den rechten Weg befragt wurde, zeigte sie ihn nicht nur willig=lich, sondern ging auch eine große Strecke mit, bis dahin, wo sie des Weges nicht mehr verfehlen konnten; dann nahm sie Abschied, und ging zurück zur Arbeit. Ueber diese Bereitwilligkeit war St. Peter hoch verwundert, und er sagte zum Herrn: Er solle dem wackern Mägdlein für den geleisteten Dienst Gnade erweisen, und ihr einen braven Mann zubringen. Der Herr sprach: Das wolle er thun; und jener faule Mensch sey es eben, den das Mägdlein zum Manne bekommen werde. Darob wurde St. Peter schier erzürnt, und vermaß sich, den Herrn zu tadeln. Der Herr aber sagte in seiner Milde: Petre, du verstehst nicht, was in den göttlichen Fügungen Weises liegt. Diese beiden gehören allwege

zusammen; denn das fleißige Weib läßt den faulen Mann nicht ganz und gar zu Grunde gehen, und der Faule wird die Fleißige zur Arbeit anhalten und zur Geduld und Frömmigkeit. Und also ist jedem mit dem andern geholfen hier und dort.

17.

Die Geschenke.

Es war einmal ein König, der hatte eine einzige Tochter. Da kamen nun aus allen Landen viele Freier herbei, die sich um die Hand der Prinzessin bewarben; denn sie war reich und schön. Aber sie hatte zur Bedingniß gesetzt, daß sie nur denjenigen zum Manne haben wollte, der sie im Wettlauf besiegt hätte; wer aber von ihr besiegt würde, der sollte an seinem Leben bestraft werden. Da standen nun die meisten von ihrer Bewerbung ab; denn die Prinzessin war so behend im Laufe, daß sie ein Reh auf freiem Felde einholte. Andere, welche den Versuch machten, und die Wette eingingen, mußten es mit ihrem Leben büßen. Nun lebte nicht weit vom Hofe ein armer Mann, der bekam Lust, um die schöne und reiche Königstochter zu werben, und mit ihr den Wettlauf zu bestehen. Er hatte aber oft

gehört, daß ein artiger Freier Geschenke mitzubringen habe für die künftige Braut; und da er ohne Mittel war, aber geschickt in jeder Handarbeit, so flocht er erstlich einen schönen Kranz aus Blumen; sodann wob er einen kunstreichen Gürtel aus Damast; endlich strickte er einen seidenen Beutel, und that die wenigen Münzen hinein, die er besaß, und die er recht fein schliff, daß sie gar schön glänzten und glitzerten. Mit diesen Geschenken ging er nun nach Hof, und meldete sich als einen, der um die Prinzessin freien wollte. Als die Königstochter den armen Mann sah, ward sie schier zornig über dessen Frechheit; ihrem gegebenen Worte aber getreu, ließ sie sich alsogleich mit ihm in einen Wettlauf ein. Der arme Mann strengte sich sehr an, aber er blieb gleich anfangs zurück. Da warf er der Prinzessin den Blumenkranz vor den Weg, und diese, wie denn Mägdlein Freude haben an Blumen, hob ihn sogleich auf, setzte ihn auf ihr Haupt, und besah sich wohlgefällig in dem Bache, der vorbeirann. Indem überholte der Mann die Königstochter im Laufe; aber sobald sie es bemerkt hatte, lief sie behenden Fußes nach, und als sie ihn wieder eingeholt, gab sie ihm eine Maulschelle, und sprach: Das nimm vorerst für deine Frechheit, daß du um eine Königstochter zu werben dich unterstehest. Dann lief sie

fort, und ließ den Mann wieder weit zurück. Dieser aber warf ihr alsbald den schön gewobenen damastenen Gürtel vor den Weg, und als diesen die Prinzessin gewahrte, konnte sie der Lust nicht widerstehen, ihn aufzuheben; sie betrachtete das künstliche Gewebe aufmerksam, und band sich dann den Gürtel um den Leib, zu sehen, wie er ihr anstünde. Indessen hatte der Mann schon eine weite Strecke voraus gewonnen; als dieß aber die Prinzessin gewahrte, verdoppelte sie ihre Schritte, und holte den Läufer bald wieder ein. Sie gab ihm wieder eine Maulschelle, und rannte hohnlachend weiter. Sie war schon nahe am Ziele, während der Mann mühsam nachkeuchte; da warf er ihr den offenen Beutel vor den Weg hin, so daß die glitzernden Münzen zerstreut umher fielen. Er wußte, daß Mägdlein an allem, was glänzt, ihre besondere Lust haben; und so geschah es denn auch, daß die Prinzessin sogleich den Beutel aufhob, und die schönen Münzen zusammenlas, und jedes Stück mit Vergnügen betrachtete. Indem sie damit noch beschäftigt war, hatte der Mann, von ihr unbemerkt, den Vorlauf gewonnen und das Ziel erreicht. Also mußte sich die Prinzessin gefangen geben, und sie ist des armen Mannes Frau geworden.

Geliebteste! Die Prinzessin ist jedes Mädchen; der arme Mann ist jeder Mann. Der Wettlauf be-

deutet die Bewerbung; die Behendigkeit zeigt an die Sprödigkeit der Jungfrauen; die Maulschelle ist das Schmollen; die Todesstrafe endlich die abschlägige Antwort, um deren willen schon mancher junge Mensch in Verzweiflung gerathen ist. Ein kluger Mann nimmt daher zu Geschenken seine Zuflucht; denn Mädchen lieben Geschenke, als da sind: Ohrenringe, Halsketten, Shawls. Solche Dinge erproben sich als wahre Zaubermittel, und es gibt kein Beispiel, daß ein Mann damit nicht den Sieg davon getragen hätte.

15.

Ehelicher Gehorsam.

Ein Mann heirathete eine Wittwe, welche, wie er wohl wußte, mit ihrem vorigen Manne nicht zum friedlichsten gelebt hat. Er aber dachte sich: Entweder hat sie's nicht recht verstanden, das Wort bei der Einsegnung, oder sie hat's wieder vergessen. Daß es nicht mehr geschehe, dafür will ich schon sorgen, so oder so — sagte er, und führte sie getrosten Muthes zum Altar. Als nun der Pfarrer bei der Copulation zu den Worten der Bibel kam: Und er sey dein Herr! da unterbrach ihn der Mann, und

sagte: Hochwürdiger Herr, seyd so gut und leset doch die Worte noch einmal, und langsamer und stärker, damit sie es recht vernehme, daß in der Bibel stehe: Dein Herr, und nicht: Dein Narr. Der günstige Leser, wäre er dabei gestanden, hätte wohl über den Eifer dieses Ehemannes gelacht und bei sich gedacht: Schaden könne es für keinen Fall, wenn man's den Weibern recht an's Herz legt, was ihre Pflicht ist. Der Pfarrer hat auch so gedacht, und, ohne jedoch zu lachen, sondern in vollem heiligen Ernst, sagte er nochmals zur Frau: Gott sagte zur Mutter aller Lebendigen, zu Eva: Sey unterthan dem Mann, und er sey dein Herr. — Und zu Abraham sagte er — mit diesen Worten wendete er sich an den Ehemann, der begierig war, was denn Gott zu Abraham gesagt habe — und zu Abraham, dem Vater aller Gläubigen, sagte Gott: Alles, was Sara dir gesagt hat, dem gehorche.... Also will der Herr, fuhr der Pfarrer fort, daß das Weib dem Manne, und der Mann hinwiederum dem Weibe gehorche in vernünftigen und billigen Dingen. Und wenn ihr dieß thut, so werdet ihr, nach des Apostels Mahnung, Eine Seele in zwei Leibern seyn.

19.

Der Talisman.

Prinz und Prinzessin lebten noch in ihren Honigmonaten. Sie fühlten sich überaus glücklich und zufrieden; nur Eines beunruhigte sie zu Zeiten, der Gedanke, ob es wohl immer so bleiben werde. Daher wünschten sie wohl, sie möchten einen Talisman erhalten, der sie sicher stellen könnte gegen jegliche Unzufriedenheit in der Ehe. — Nun hatten sie oft von einem Einsiedler gehört, der als ein Wissender galt unter dem Volke, und der jedermänniglich gern zu Rathe stand in den Nöthen und Angelegenheiten des Lebens. Zu dem begaben sich nun Prinz und Prinzessin, und trugen ihm ihr Anliegen vor. Der Einsiedler, als er ihr Ansuchen vernommen, sagte zu ihnen: Ziehet durch nahe und ferne Lande, und wo ihr irgend ein zufriedenes Ehepaar findet, da bittet Euch ein Stücklein aus von ihrem Hemde, und so Ihr dieß erhaltet, so tragt es bei Euch immerdar. Das ist ein probates Mittel. — Prinz und Prinzessin ritten fort, und bald ward ihnen ein Rittersmann genannt, der mit seiner Frau in überaus glücklicher Ehe lebe. Sie kamen auf das Schloß und befragten dieselben, ob sie so ganz zu-

frieden seyen in ihrer Ehe, wie die Rede von ihnen gehe. Da ward ihnen die Antwort: Ja, bis auf das Eine, daß wir keine Kinder haben. Es war also der Talisman bei diesen nicht zu finden, und Prinz und Prinzessin mußten weiter ziehen, um nach ganz zufriedenen Eheleuten zu forschen. — Sie kamen darauf in eine Stadt, wo sie vernahmen, es sey ein Bürgersmann daselbst, der mit seinem Weibe in großer Eintracht und Zufriedenheit lebe. Zu dem gingen sie und befragten ihn gleichfalls, ob er wirklich so zufrieden sey in seiner Ehe, wie die Leute sagen. Der Mann antwortete: Ei ja wohl! wir leben glücklich mit einander und sind auch zufrieden, bis auf das Eine, daß wir so viele Kinder haben, die uns freilich viel Sorge und Kummer machen. Von diesen war also der Talisman auch nicht zu erwarten, und Prinz und Prinzessin zogen weiter durch das Land, und erkundigten sich überall nach zufriedenen Eheleuten; es geschah aber weiter keine Meldung davon. — Eines Tages, wie sie Felder und Wiesen entlang ritten, bemerkten sie einen Hirten unfern des Weges, der gar lustig auf seiner Schalmei blies. Und sie sahen, wie so eben ein Weib zu ihm herbeikam, das ein Kind auf dem Arme trug und einen Knaben an der Hand führte. Und der Hirt, als er sie sah, ging ihnen entgegen

und begrüßte sie, und er nahm der Frau das Kind ab, das er küßte und herzte; und an den Knaben kam der Phylax heran, der ihn liebkoſete, bellend und frohlockend. Das Weib aber ſtellte indeß den Topf zurecht, den ſie mitgebracht, und ſagte: Vater, jetzt komm und iß! Und der Mann ſetzte ſich und langte zu; das erſte Bißlein bekam aber das Kind, und die andern theilte er mit dem Büblein und dem Phylax. Das alles ſahen und hörten Prinz und Prinzeſſin; und ſie kamen herbei und redeten die Leute an, und ſagten: Ihr ſeyd ja doch wohl Eheleute, und zwar recht glückliche und zufriedene Eheleute? Ja, ſagte der Mann, das ſind wir, Gott ſey Dank, und Prinzen und Prinzeſſinnen können es nicht mehr ſeyn. — Nun, ſo vernehmt und gewährt uns, ſagte der Prinz, ein kleines Anſuchen. Es ſoll euch nicht gereuen, wenn ihr uns willfahret. Gebt uns ein Stücklein von euren Hemden. Hirt und Hirtin ſahen wunderlich drein bei dieſer Anrede; zuletzt ſagte der Mann: Ei wie gern wollten wir euch nicht nur ein Stücklein geben, ſondern das ganze Hemd. Aber, leider! haben wir keins. — Alſo mußten Prinz und Prinzeſſin unverrichteter Dinge weiter ziehen; und da ſie des langen, eitlen Herumfahrens müde geworden, ſo kehrten ſie wieder ihres Weges zurück. Als ſie nun wieder zur Hütte

des Einsiedlers kamen, schalten sie ihn, daß er sie so übel berathen habe, und erzählten ihm die Geschichte. Der Einsiedler lächelte und sprach: Seyd Ihr denn umsonst des Weges gezogen, und kommt Ihr nicht reicher zurück an Erfahrung? Ja, sagte der Prinz, ich habe erfahren, daß die Zufriedenheit ein gar seltenes Gut auf Erden sey. Und ich habe gelernt, sagte darauf die Prinzessin, daß man, um zufrieden zu seyn, eben nichts brauche, als — zufrieden zu seyn. Drauf gaben sich Prinz und Prinzessin die Hand, und sahen sich mit liebreichen Blicken an. Und der Einsiedler segnete sie und sprach: Ihr habt ihn gefunden, den rechten Talisman, in Eurem Herzen. Bewahret ihn sorgfältig, und der böse Geist der Unzufriedenheit wird Euch nichts anhaben können auf ewige Zeiten.

20.

Von einem eifersüchtigen Mann.

Es schreibt ein hochgelehrter weiser Mann: Der hütet Heuschrecken in der Benne *), und schüttet Wasser in den Brunnen, der sein Weib hütet, daß

*) Wagenkorb.

es fromm und treu bleibe. Damit will er zu verstehen geben, daß solche Hut ganz unnöthig und vergeblich sey; unnöthig bei den braven, und vergeblich bei den bösen Weibern. Davon merke einen guten Schwank. Es war auf eine Zeit ein solcher eifersüchtiger Ehemann in einem Flecken, der hatte ein sehr hübsches Weib. Er hatte aber ihretwegen große Besorgniß, und mochte nicht leiden, daß andere Männer oder auch Gesellen mit ihr redeten und guter Dinge wären. Er ließ sie auch nur selten und ungern zu andern Nachbarn, wenn sie zur Sommerszeit an der Gasse saßen. Auch kamen sie fast niemals zu Hochzeiten und andern Lustbarkeiten. Der Phantast sorgte allezeit, sie möchte ihm gefressen werden aus Liebe. Dieß nahmen einige Spottvögel und Speikatzen mit Fleiß wahr, und sie gingen nun desto mehr um das Haus spazieren, darin die Frau war. Und wann das gute Weib bei ihren Nachbarn saß, stunden sie hinzu, und trieben gute Schwänke und Possen mit ihnen. Dieß und dergleichen wollte den Tüpel schier unsinnig machen. Er durfte es auch gegen sein Weib nicht merken lassen; denn es war ihm unverborgen: was man den Weibern unterstehet zu verleiden oder zu verbieten, darnach belanget sie erst. Die Frau aber, die an allen seinen Geberden wohl abnahm, weß er gesinnet sey, ließ sich's je länger je weniger bekümmern,

und trieb ihre Kurzweil mit jedermann desto offener und freier. Als nun der dumme Eiferer dieß wahrnahm, dacht' er auf Mittel und Wege, wie dem Uebel abzuhelfen wäre. Er besann sich kurz, und kaufte ein Haus in einem andern Flecken, und raffte seine Siebensachen zusammen, lud sie auf Karren und Wägen, und machte Anstalten zum Abfahren. Die gute Frau, die mehr Witz hatte, als ihr Mann, ließ sich die Sache wohl gefallen, und stellte sich, als wenn es ihr fast lieb wäre; denn so erfuhr sie fein sittlich von ihrem Mann, was die Ursache wäre seines Aufbrechens. Dieser gestand ihr und sagte: Wie es ihm so gar zuwider wäre, daß ihm solche Gesellen täglich um das Haus gingen; und wiewohl er ihr nichts Arges gönne noch vertraue, möchte er es dennoch nicht sehen; sonst hätte er gar keine Ursache. warum er hinweg zöge, als eben diese. Die Frau faßte diese Worte in ihre Ohren. Als sie nun mit ihrem Hausrath aus dem Flecken fuhren, und weit hinaus in das Feld kamen, springt die Frau vom Wagen, und sagt: O weh, Hans! ich habe das Allernothwendigste dahinten gelassen. Halt ein wenig still! Der Mann fragt, was sie denn vergessen habe? Ei, sagt sie, ich habe kein Feuer mit mir genommen. Du große Närrin, sprach er, meinst du denn, wir ziehen an ein feuerloses Ort? Du

wirst Feuer, Holz und Stroh gleich sowohl dort finden, als da wir her kommen. Wenn dem so ist, sagt die Frau, so bist du viel närrischer, als ich. Finden wir Feuer dort, so werden wir ohne Zweifel auch solche Leute finden, die deine Eifersucht merken, und dir zum Trotz und Spott um das Haus gehen. Darum wäre mein Rath, du ließest uns bei dem Unsern bleiben, und an dem Ort, da die Leute uns, und wir die Leute kennen. Also ging der Narr in sich, erkannte seiner Frauen Rath für gut, und zog wieder zurück in seine alte Herberg. Auch ließ er von nun an seinen Eifer fahren, und ward ein rechtschaffener Hausmann.

21.

Hauszucht.

Mann und Weib müssen nicht nur ihre Kinder in Zucht halten und ihre Dienstboten, sondern auch sich selbst unter einander, und das letzte ist sogar das Nothwendigste — und auch das Schwerste. Mit guten Worten und gutem Beispiel geht's aber doch, es müßte denn nur der Mann ein ganz ausgemachter Bruder Liederlich seyn, und das Weib eine überjährige Schwester Schlampampe. — Eine Frau hatte

einen Mann, bei dem das Liederlichseyn so eben im Anflug war. Der saß manchen lieben Tag im Wirthshaus bei einem Krug Wein und einem Kapaunen, und spielte, statt daß er zu Haus gearbeitet, und mit dem Habermuß und mit einem Krug Wasser vorlieb genommen hätte. Die Frau ertrug's lange Zeit mit Stillschweigen und Geduld; sie lag nachwie vorher fleißig ihrer Arbeit ob, und nach verrichtetem Tagwerk aß sie mit ihren Leuten das Habermuß und trank das Wasser; und es hätte ihr noch besser geschmeckt, wenn der Mann mitgehalten hätte. Endlich, wie sie sah, daß es immer noch schlimmer wurde, statt besser, beschloß sie, den liederlichen Mann zur Rede zu stellen, und ihm frei von der Leber weg zu fragen: Willst? oder willst nicht? Und das war recht; denn Stillschweigen hätte in diesem Falle nicht geholfen, und Zanken die Sache gar verdorben. Wie denn ihr Mann eines Abends spät wieder nach Haus kam, und hatte nichts gethan den ganzen Tag, aber viel verthan, so fand er den gedeckten Tisch zu Haus; auf der einen Seite stand das Habermuß und ein Krug mit Wasser, auf der andern ein gebratener Kapaun, weißes Brod und eine Kanne Wein. Und der Mann, wie er das sah, dachte bei sich: So ein Bißlein und ein Schlücklein kannst du noch mitnehmen vor dem Schlafengehen. Die Frau aber sagte:

Haus=

Hauswirth, nun setze dich, an welchem Eck du willst, an den Tisch. Willst du dich zum Habermuß setzen, so will ich dir helfen mitarbeiten, daß mir das Blut zu den Nägeln ausgeht, falls du anders auch mitarbeitest. Willst du dich aber zum Kapaunen setzen, so mußt du mich gehen lassen an Ort und Ende, daß ich sehe, wo ich sie her bekomme. Der Mann bekam Respect vor der Rede, vielmehr vor seiner Frau, und er sagte: Appetit habe ich heute keinen mehr zum Habermuß, aber an die Arbeit will ich morgen mit dir, und ins Wirthshaus nimmer. Er hielt Wort, und des andern Tags war er schon mit dem frühesten Morgen auf dem Felde; und Mittags aßen die beiden Leute den Kapaunen, und tranken die Kanne Wein in Frieden und Einigkeit zusammen; und es war ein so fröhliches Fest, wie an ihrem Hochzeittag.

22.

Eine häusliche Scene; oder: Der alte Gott lebt noch.

Es war eines Sonntags Morgen. Die Sonne schien hell und warm in die Stube; linde, erquickliche Lüfte zogen durch die offenen Fenster, im Freien unter dem blauen Himmel jubilirten die Vögel; und

BIBLIOTECA REGIA MONACENSIS

die ganze Landschaft, in Grün gekleidet und mit Blumen geschmückt, stand da, wie eine Braut an ihrem Ehrentage. Aber während nun draußen überall Freude herrschte, brütete im Hause, in jener Stube, nur Trübsal und Trauer. Selbst die Hausfrau, die sonst immer eines heitern und guten Muthes war, saß heute mit umwölktem Antlitz und mit niedergeschlagenem Blicke da beim Morgenimbiß, und sie erhob sich zuletzt, ohne etwas zu essen, vom Sitze, und eine Thräne aus dem Auge wischend, eilte sie gegen die Thür zu. — Es schien aber auch in der That, als wenn der Fluch auf diesem Hause lastete. Es war Theurung im Lande; das Gewerbe ging schlecht; die Auflagen wurden immer drückender; das Hauswesen verfiel von Jahr zu Jahr mehr, und es war am Ende nichts abzusehen, als Armuth und Verachtung. Das hatte den Mann, der sonst ein fleißiger und ordentlicher Bürger war, schon seit langer Zeit trübsinnig gemacht, dergestalt, daß er an seinem fernern Fortkommen verzweifelte, und manchmal sogar äußerte, er wolle sich selbst Leids anthun, und seinem elenden, trostlosen Leben ein Ende machen. Da half denn auch kein Zureden von Seiten seiner Frau, die sonst immer aufgeräumten Sinnes war, und alle Trostgründe seiner Freunde, weltliche und geistliche, verschlugen nichts, und machten ihn

nur schweigsamer und trübseliger. — Der geneigte Leser wird denken, da sey es kein Wunder gewesen, daß denn zuletzt auch die Frau all ihren Muth und Freude verloren hat. Es hatte aber mit ihrer Traurigkeit eine ganz eigene Bewandtniß, wie wir bald hören werden. Als der Mann sah, daß auch sein Weib trauerte und nun forteilte, hielt er sie an, und sprach: Ich laß dich nicht aus der Stube, bis du mir sagst, was dir fehle. Sie schwieg noch eine Weile, dann aber that sie den Mund auf, und indem sie einen tiefen Seufzer holte, sprach sie: Ach, lieber Mann! es hat mir heute Nacht geträumt, unser lieber Herrgott sey gestorben, und die lieben Engelein seyen ihm zur Leiche gegangen. „Einfalt! sagte der Mann, wie kannst du denn so etwas Albernes für wahr halten oder auch nur denken? Herzlieb! bedenk doch, Gott kann ja nicht sterben.“ Da erheiterte sich plötzlich das Gesicht der guten Frau, und indem sie des Mannes beide Hände erfaßte und zärtlich drückte, sagte sie: Also lebt er noch, der alte Gott? Ja freilich! sprach der Mann. Wer wollte denn daran zweifeln? Da umfing sie ihn, und sah ihn an mit ihren holdseligen Augen, aus denen Zuversicht und Friede und Freudigkeit strahlte, und sie sprach: Ei nun, Herzensmann, wenn der alte Gott noch lebt, warum glauben und vertrauen wir denn

nicht auf Ihn — Er, der unsere Haare gezählt hat, und nicht zuläßt, daß eines ohne sein Wissen ausfalle, der die Lilien des Feldes bekleidet, und die Sperlinge ernährt, und die jungen Raben, die nach Futter schreien? — Bei diesen Worten geschah es dem Manne, als fielen ihm plötzlich Schuppen vom Auge, und als löfete sich das Eis, das sich um sein Herz gelegt hatte. Und er lächelte zum ersten Male wieder nach langer Zeit; und er dankte seinem frommen, lieben Weibe für die List, die sie angewandt, um seinen todten Glauben an Gott zu beleben, und das Zutrauen zu ihm hervorzurufen. Und die Sonne schien nun noch freundlicher in die Stube auf das Antlitz zufriedener Menschen, und die Lüfte wehten erquicklicher um ihre verklärten Wangen, und die Vögel jubilirten noch lauter in den Dank ihrer Herzen gegen Gott.

23.

Probates Mittel, die Kinder zu erziehen.

Das Recept ist von keinem Doctor der Erziehungskunst erfunden und angewendet worden, sondern von einem einfältigen Tyroler Landmann, der im Jahre 1825 zu Gries, im Thale Sellrain,

seine goldene Hochzeit hielt, und die Freude erlebte, zwölf große wohlerzogene Kinder um sich zu sehen, nebst einem zahlreichen Nachwuchs von Enkeln. Als ihn nämlich einer, der bei seinem Ehrenmahl zu Gast saß, über Tisch fragte, wie er's angefangen habe, so viele Kinder zu erziehen, ohne daß eines von ihnen aus der Art geschlagen wäre: antwortete er: „das ist eine leichte Sache; man darf nur das erste gut erziehen, die andern erziehen sich von selbst." „Wie verstehst du das, Alter?" fragte der Schulmeister. „Ich meine, versetzte der Landmann, daß dann die Kinder einander selbst erziehen, und die Eltern dabei nur das Nachsehen haben." „Erkläre dich deutlicher, sagte der Schulmeister, wir jüngern können von euch Alten immer was lernen." Ja — sprach jener — wie soll ich's euch erklären? So etwas läßt sich wohl machen, aber nicht sagen. Kurz und gut: der Hansel dort war der erste Bub, und die Lenel das erste Mädel, die wir kriegten; und wie man nun die ersten und die letzten Kinder am liebsten hat — die mittlern hat man freilich auch gern — so haben wir uns, mein Weib und ich, allerdings viele Mühe gegeben, um sie rechtschaffen zu erziehen und in Gottesfurcht. Das Erziehen aber erlernet sich nicht, wie unsere Schreiber sagen, sondern man muß es eben schon wissen,

und das Herz thut dabei mehr, als der Kopf. Wir beide hielten uns aber an die Art und Weise, wie wir selbst erzogen worden sind von unsern frommen Eltern — Gott hab' sie selig! — und wir sind dabei gut gefahren. Hansel und Lenel — ich sollt' sie nicht loben in ihrer Gegenwart — sind schon als Kinder so brav gewesen, daß alle Leute ihre Freude an ihnen gehabt haben, und wir beide am meisten. Nun ist drauf die kleinere Zucht nachgekommen, Buben und Mädeln unter einander. Da hat's denn geheißen: Hansel, gib Acht auf dein Brüderl! und: Lenel, gib Acht auf das Dienl! und sie haben's gethan, besser als wir selbst gekonnt hätten. Die Kinder sind nämlich, müßt ihr wissen — Gott verzeih mir den Ausdruck! — wahre Affen, und was eins am andern sieht, das macht es nach, Gutes und Böses. Und darin, seht, liebe Nachbarn, liegt das Geheimniß, wie Kinder durch Kinder erzogen werden. Aber das zweyte Geheimniß ist: daß die Eltern selbst überall mit gutem Beispiele voran gehen — denn Worte machen's nicht. — Und das dritte und größte Geheimniß ist (und dabei lüpfte er seine Kappe), daß Gott seinen Segen gibt; der uns aber nicht fehlen kann, wenn wir das Unserige gethan haben. Das ist alles — schloß er — was ich euch sagen kann, liebe Nachbarn!" —

Die Nachbarn tranken auf seine und der Frau Gesundheit, und die Kinder und Kindeskinder kamen herbei und gaben den Eltern die Hand, und ihr Herz war auch dabei!

24.

Die Kinderprozession.

Am dritten December 1800 Morgens haben die Bewohner in der Gegend von St. Wolfgang bei Hohenlinden nicht vermuthen können, daß es Mittags um ihre ruhigen Hütten herum so stürmisch hergehen werde zwischen den Kaiserlichen und den Franzosen, und sie schickten daher, wie gewöhnlich, ihre Kinder in die Schule zum Klausner, welcher von ihren Einödhöfen zwei bis drei Stunden Wegs entfernt, im Walde wohnte. Und nach gehaltener Morgenschule saßen die Kinder Mittags ganz ruhig in der Stube, und verzehrten mit gutem Appetit ihr Mittagbrod, das sie von Hause mitgenommen hatten, und dachten an nichts. Da hörte man auf einmal in der Nähe Piff, Paff! und aus der Ferne Pumm, Pumm! Und der Klausner, der gleich vermuthete, was das bedeute, ging hinaus, und sah und hörte nun zu seinem Schrecken, daß das

Treffen schon nahe sey, und daß die Kinder nicht mehr in ihre Heimath zurückkehren könnten. In der Angst seines Herzens faßte er einen Entschluß, der wohl der beste war, den er in dieser bedrängten Lage fassen konnte. Er holte das Kruzifix aus dem Kirchlein, und stellte die Kinder Paar und Paar auf, und so zog er mit den Kleinen, das Zeichen des Friedens an der Spitze, über das Schlachtfeld, Panduren und Sankülotten vorbei, und die wilden Menschen thaten den Kindlein nichts zu Leide, und ließen sie fürder ziehen in Frieden. Und so kamen sie glücklich in St. Wolfgang an, wo die armen Waislein von den Einwohnern freundlich aufgenommen und verpflegt wurden, bis gegen Abend ihre Eltern kamen und sie heimführten. Und die Eltern vergaßen des Jammers, den sie hatten, daß ihre Hütten geplündert waren, ob der Freude, daß Keines von ihren Lieben verloren gegangen sey.

25.

Eine Desperations-Kur.

Ein braver, ehrlicher Mann hatte einen Sohn, der ein Lump war, ein Fall, der eben nicht selten vorkommt in der Weltgeschichte. Als jener nun zu

seiner Tage Ende gekommen, so ließ er den Sohn zuletzt noch vor sein Bett rufen, und sprach zu ihm: Erwarte nicht, daß ich noch vergebliche Worte an dich richte, weder im Guten noch im Bösen. Ich habe beiderlei nicht gespart zu seiner Zeit; es ist aber alles umsonst gewesen. Ich sehe auch deines Lebens Lauf und Ablauf voraus. Du wirst in kurzer Zeit all mein Geld und Gut verdemmen und verschlemmen, und es wird dir zuletzt nichts übrig bleiben, als Armuth und Schande. Dann aber stehen dir nur zwei Wege offen: entweder zu rauben oder zu verzweifeln; und das Ende wird seyn, daß du gehenkt wirst, oder dich selbst henkest. Für den ersten Fall wird nun schon die Obrigkeit sorgen, für den andern Fall — sieh, lieber Sohn! — hab' ich gesorgt. In der hintern Kammer droben, wo der Plunder liegt, da habe ich noch in den jüngsten Tagen, um dir Mühe und Geld zu ersparen, einen Strick befestigt an einem Nagel, der hält. An diesem magst du dich dann aufhängen; es sieht dich da kein Mensch und es kräht dir kein Hahn nach. Erwäge denn die Sorgfalt deines Vaters, und erfülle seine letzte Willensmeinung." Nach diesen Worten starb der Vater. Der Sohn that, wie der Vater gesagt. Er verschlemmte und verdemmte in kurzer Zeit all dessen Geld, Hab' und Gut, und es blieb ihm zu-

letzt nichts übrig, als Armuth und Schande. Und wie er nun bedachte, was weiter zu thun wäre, so hielt er's noch für's beste, daß er sich selbst aufknüpfe, wie es des Vaters Wille gewesen. Also eilte er zur dunkeln Kammer hinauf, und legte sich den Strang um den Hals. Aber in dem Augenblicke, als er anzog, sieh! da lösete sich die Falle an der Decke, und es überrieselte ihn alsbald mit Gold- und Silberstücken. So hatte es der gute Mann veranstaltet, und er hat sich auch in seiner Hoffnung nicht betrogen. Der Sohn erwägte die Sorgfalt seines Vaters, und erfüllte nun seine rechte letzte Willensmeinung. — Merk: eine solche Desperations-Kur ist ein Fall, der gar selten vorkommt in der Weltgeschichte.

26.

Das Testament des Vaters.

Ein Vater hatte drei lasterhafte Söhne. Der eine war ein Buhler, der andere ein Spieler, der dritte ein Säufer. Als er nun zum Sterben kam, verordnete er in seinem Testamente: daß derjenige, der unter ihnen als lasterhaft befunden würde, von den andern enterbt werden sollte. Da entstand denn

großer Streit unter ihnen. Jeder warf dem andern sein Laster vor, und jeder entschuldigte das seinige, und keiner wollte am wenigsten vom Erbtheil lassen, das ihm ohnedieß zugestanden wäre. Endlich, als sie auf diese Art kein Ende des Streites vor Augen sahen, so beschlossen sie, das Urtheil einem Manne zu übertragen, der als ein weiser und unbescholtener Schiedsrichter in der Stadt bekannt war. Dieser, nachdem er ihren Vortrag angehört, erklärte rundweg: er wisse nicht, welches Laster größer, vor Gott sündhafter und des Menschen Seele und Leib verderblicher wäre, ob die Buhlerei, oder die Spielsucht oder die Betrunkenheit. Und er suchte ihnen nun, einem jeden, das Schändliche und Schädliche seines Thuns und Treibens vorzustellen. Der Buhler und der Spieler ließen sich auch bald berichten, und sie vermochten zuletzt zur Entschuldigung nichts vorzubringen, als ihre Jugend und ihren Leichtsinn. Nur der Säufer suchte allerlei Einreden zu machen, und hängte seinem Laster ein Mäntelein um, daß es ein ganz unschuldiges Ansehen gewann. Da nahm der Richter das Wort und sprach zu demselben: Ich will dir eine Geschichte erzählen, woraus erhellt, wie ein gar großes Laster die Trunkenheit sey. Es lebte zu einer Zeit ein Mann, der Haus und Hof verlassen hatte, und

in die Einöde gekommen war, um da Gott zu dienen in Armuth, bei Arbeit und Gebet. Und er brachte es auch gar bald zu einem solch heiligen Sinne und Leben, daß er sich keiner unlautern Regung, keines sündhaften Gedankens mehr bewußt war. Aber der alte Feind, der nie ruhet, beschlich zuletzt doch sein Herz, das freilich nicht leer war von Stolz und Dünkel. Er erschien ihm im Gewande eines Engels des Lichts, und sagte: „du dünkest dich hoch in Gnaden bei Gott, aber du fühlest nicht, wie tief du stehest, tiefer noch als jene, deren Sünden du meidest. Weißt du nicht, daß einer, der in eine Sünde fällt und wieder aufsteht, vor Gott angenehmer ist, als neun und neunzig Gerechte? Willst du also das höchste Heil erwerben, so mußt du eine schwere Sünde begehen. Ich nenne dir aber deren drei, die von Belang sind: den Todtschlag, den Diebstahl und die Betrunkenheit.“ Der fromme Mann, als er dieß gehört, entsetzte sich über den Antrag, und schlug ihn, so viel er vermochte, aus dem Sinne. Aber von der Zeit an empfand er Unruhe, und er konnte sie nicht bewältigen; denn der lüsterne Gedanke, durch die Sünde zur höchsten Gnade zu gelangen, stak in seinem Herzen wie ein Stachel, der ihn peinigte. — Nun geschah es eines Tags, daß bei finsterer Nacht, wäh-

rend es draußen stürmte und regnete, ein Wanderer zu der einsamen Zelle kam, und um Obdach bat. Es war ein Kaufherr, der sich in dem Walde verirrt hatte, und mit seinem ermüdeten Pferde nicht mehr des Weges weiter konnte. Der Einsiedler öffnete, und der fremde Mann trug Sack und Pack in die Stube, nachdem er das Roß versorgt hatte. Indem nun beide einander gegenüber saßen, langte der Kaufherr ein Paar Flaschen guten alten Weines hervor, und lud den Einsiedler ein, an dem köstlichen Labsal Theil zu nehmen. Der Waldbruder weigerte sich anfangs dessen; als aber der Kaufherr weiter in ihn drang, so nahm er ein Gläslein an, das ihm wohl schmeckte. Der Kaufherr erzählte nun von seinen Reisen und den Abenteuern, die er bestanden, und er schenkte dem Einsiedler von Zeit zu Zeit wieder ein, das sich dieser gefallen ließ. Allgemach merkte er jedoch, daß ihm der Wein zu Kopfe stieg, und er wollte sich noch zu rechter Zeit zurückziehen. Er hatte aber so viel Wohlgefallen an den Geschichten und Schwänken seines Gastes, daß er sich von seiner Gesellschaft nicht zu trennen vermochte. Und indem ihm der Kaufherr noch immer zusetzte, er sollte als guter Wirth Bescheid thun, da fiel ihm jener Gedanke und der Rath ein, durch eine böse That Gott zu versuchen, und er dachte sich:

ein Räuschlein sey doch unter allem Schuldigen das Unschuldigste. Und er trank, und trank, bis er schier von Sinnen kam. Dann entfernte er sich, und legte sich auf sein Lager. Aber er konnte nicht schlafen. Die Geister des Weins regten alle Geister auf. Es traten die Freuden der Welt vor sein Auge, und die sinnlichen Gelüste, die bisher geruht, wachten auf in seinem Herzen. Und es überkam ihn ein unaussprechlicher Ekel an seinem, von Welt und Menschen entfernten, lieb- und freudlosen Leben in der Einsamkeit, und er faßte den Entschluß, mit dem Kaufherrn des andern Tags wegzuziehen und zur menschlichen Gesellschaft zurückzukehren. Aber indem er nun in Traurigkeit seiner Armuth und seines Ungeschickes gedachte, um in der Welt fortkommen zu können, da fiel ihm ein Gedanke ein, der ihn zu jeder andern Zeit mit Entsetzen erfüllt hätte, jetzt aber mit Hoffnung und Freude erfüllte. Und er führte ihn sogleich aus; denn er erschlug den Mann, und raubte ihm sein Geld und Gut. Also ward er aus einem Trunkenbold zugleich ein Räuber und ein Mörder. — Siehst du nun — sagte der Richter, indem er sich wieder an den Jüngling wandte — wie groß das Laster der Trunkenheit sey, da es der Anfang und die Ursache aller andern und der größten Laster ist.“ Der junge Mensch stand

beschämt da, und er erwartete schon das strenge Urtheil, das ihn, als den Lasterhaftesten, enterben sollte. Da nahm der Richter wieder das Wort, und sprach: „Und so seyd ihr denn alle drei gleich verdammenswerth, und keiner hat Ursache, sich über den andern zu stellen. Nun aber vernehmt, was, wie ich glaube, euren Vater zu dieser seiner letzten Willensmeinung bestimmt haben mag. Er wollte wohl nichts Anderes damit, als daß einer den anderen tadle, drohe und bestrafe, und daß jeder von euch in sich gehe, damit er nicht in die angedrohte Strafe verfalle. Und dieses Testament seiner Liebe und Vorsorge erfüllet nun denn, und jeder thue es dem andern zuvor in einem löblichen Lebenswandel vor Gott und den Menschen.“ Mit diesen Worten entließ er die drei Brüder, und jeder hütete sich nun wohl, daß er nicht in das alte Unwesen verfiele, aus Furcht, es möchten ihn die beiden andern enterben. Und so war der Anfang zu ihrer Besserung gemacht; wie es denn des Vaters Absicht gewesen bei seinem Testament.

27.

Der Wahrheit Lohn.

An einem Abend spät saß noch vor eines Bauern Haus ein Wandersmann auf einem Block. Da der Bauer vom Feld kam, sprach er zu ihm: Guter Geſell, was ſitzeſt du da? warum gehſt du nicht in eine Herberg, daß du nicht da unter dem Himmel die Nacht weilen müſſeſt? Der Wandersmann ſagte: Lieber, guter Freund, ich habe eine Gewohnheit an mir, die mich unleidentlich macht allen Leuten, ſo daß ſie mich nirgendswo vertragen mögen. Der Bauer fragte: Was iſt das für eine Gewohnheit? Er antwortete: Ich ſage jedermann die Wahrheit. Ei, ſprach der Bauer, das iſt eine gute Gewohnheit. Komm zu mir herein; du biſt mir ein werther Gaſt. Der Geſell ging mit dem Bauern in das Haus. Der Bauer rief ſeiner Hausfrau, und ſprach: Grete, back' Küchlein; ich habe einen Gaſt überkommen. Da ſie alſo aßen, da nahm der gute Geſell alles wahr, wie man Haus hielt. Und es war niemand in dem Haus, als der Bauer, der hatte ein Bletzlein vor dem Auge, und deſſen Hausfrau Grete, die hatte nur Ein Auge, und ihre Katze, die hatte ein Auge, das troff. Als man nun am beſten Eſſen war, ſo

ſprach

sprach der Bauer: Lieber Gesell, du sprichst: du sagest allwegen die Wahrheit? Sag mir nun auch die Wahrheit. Der Gesell antwortet: Lieber Wirth, ihr werdet zornig und bös über mich. Der Bauer sagte: Nein. Da betrachtete der Gesell nochmal die Katze, den Mann und sein Weib, und sprach dann: Wenn ich recht sehe und ich mich anders nicht irre, so habt ihr alle drei, du, deine Frau und deine Katze, weger! nicht mehr als drei Augen. Was geschieht? Die Katze kratzt ihn, das Weib schilt ihn, und der Mann jagt ihn mit der Ofengabel zum Loch hinaus.

28.

Sanct Peter mit der Geige.

Als unser Herr einstmals mit Sanct Peter über Land gegangen, kamen sie vor einem Wirthshaus vorbei, wo eben eine Hochzeit gehalten wurde. Wie nun Sanct Peter hörte, daß es drinnen so gar lustig zugehe, so gelüstete es ihn, da Einkehr zu nehmen, und er sagte das dem Herrn. Der aber sprach: Es ziemt sich das nicht; und wer sich unter die Kleien mischt, den fressen die Schweine. Petrus aber ließ von seinem Begehren nicht ab, sondern ging in das Haus, gegen die Warnung des Herrn. Als er nun

in die Stube trat, und ihn die Gäste von hinten und vorne besahen, da sagte einer: Juchhe! jetzt haben wir auch einen Spielmann. Und zu Petrus gewendet, sprach er: Spielmann, mach' auf! Es hatte nämlich dieser Gast eine Geige auf dessen Rücken gesehen, die freilich nur gemalt war — was der Herr insgeheim so veranstaltet hatte. Petrus, als er die Rede des Gesellen vernommen, wendete ein: daß er kein Spielmann sey und auch nicht aufspielen möge, sondern daß er ein Trünklein und ein Bißlein zu sich nehmen wolle als freundlicher Gast. Der Geselle, darüber erbos't, sagte: Wozu trägst du denn eine Geige auf deinem Rücken, wenn du kein Spielmann bist und nicht aufspielen willst? Sind wir keine ehrlichen Leute für dich? Petrus verlor jetzt auch die Geduld, und er sagte keck: Wenn er eine Geige hätte, so würde er ihm den Fidelbogen um den Kopf schlagen. Dieß gesagt, packte ihn der halbtrunkene Geselle und wies ihn zur Thür hinaus. Nachdem Petrus so seine Lust gebüßt, ging er des Weges und traf gar bald den Herrn, der, unter Palmen ausruhend, seiner harrte. Petrus erzählte nun, wie es ihm ergangen; worauf der Herr erwiderte: Wer nicht hört, der mag fühlen.

29.

Die Verwalter.

Ein reicher Herr, der ein großes Landgut besaß, bestellte sich einen geschickten Schaffner oder Rentmeister, der mit Lesen und Rechnen und Schreiben gut umzugehen mußte. Denn er dachte: geschickte Leute wissen das Ding besser anzugreifen, als ungeschickte; und er hatte soweit nicht unrecht. Aber es schlug ihm dießmal doch fehl; denn der bestallte Rentmeister war ein Schalk, und er hatte immer schmierige Hände, woran des Herrn Geld zur Hälfte hängen blieb; und ob er zwar seine Rechnung auf dem Papier ganz richtig und nett stellte, und am Ende mit deutlichen Buchstaben geschrieben war: Das thut, so war nach Verlauf eines Jahres doch nichts gethan; denn im Beutel war kein Geld. Da dachte der Herr: Ich will es einmal mit einem recht ungeschickten Schaffner versuchen; und soweit hatte er unrecht; aber es schlug dießmal doch ein. Der neue Schaffner konnte zwar weder lesen, noch schreiben, noch rechnen; aber er war ein ehrlicher Mann, zudem verstand er den Landbau und was dahin gehört, und sah überall selbst nach und legte die Hand dazu, wo es nöthig war. Wie nun das Jahr herum

war, sprach der Herr zum Schaffner: Wir wollen mit einander rechnen. Der Schaffner war gleich bereit dazu, und brachte eine große Tasche herbei, die zwei Beutel hatte, und sagte: In diesen Beutel hier habe ich das Geld gethan, was ich eingenommen und wieder ausgegeben habe, und der ist leer, wie Ihr seht; und in den andern habe ich gethan, was ich erübriget habe, und der ist voll. Nun rechnet selbst mit der Tasche. Der Herr strich das Geld ein, ohne es zu zählen, gab aber auch dem Schaffner eine Hand voll, ohne es zu zählen. Zwischen ehrlichen Leuten, dachte er, braucht's keine Rechnung.

30.

Muth über Gut.

Es war einmal ein armer Handwerksmann, ein Leinenweber, der saß täglich schon in aller Früh in seiner Werkstatt und arbeitete. Und, wie er denn allezeit fröhlichen Muthes war, so sang er zum Zeitvertreib nebenbei manch schönes weltliches oder geistliches Liedlein, je nachdem es ihm just ums Herz war; und er hatte eine so klare und volle Stimme, daß die Nachbarn keines Haushahns bedurften, der

sie aufweckte. Dieß war aber eben dem reichen Kaufherrn nicht recht, der neben ihm wohnte; denn wenn der vor Mitternacht nicht schlafen konnte wegen Geldsorgen, so mußte er nach Mitternacht noch wach bleiben wegen des vermaledeiten Singsangs des Nachbars. Er dachte daher ernstlich darauf, dem Unfug ein Ende zu machen. Verbieten konnte er's ihm nicht; denn das Singen gehört, wie das Bethen und Arbeiten, zum Hausrecht, darin niemand gestört werden kann. Also mußte er andere Mittel gebrauchen. Er ließ den Handwerker kommen, und fragte ihn: wie hoch er sein Singen anschlage? Der meinte, einen Taglohn sey es sicherlich werth, da es ihm das Tagwerk selbst so leicht mache. Jener fragte weiter: wie viel das betrage? Der antwortete: „so viel und so viel," und es war doch noch nicht viel. Darauf sagte der Kaufherr: er wolle ihn einen Monat lang zum voraus bezahlen, nicht für das Singen, sondern daß er still sey und das Maul halte. Und er legte ihm das Geld wirklich hin. Der Leinenweber dachte bei sich: leichter könne man sich's nicht verdienen; und er nahm das Geld und versprach, daß er still seyn wolle wie ein Mäusle in seiner Werkstatt. Als er mit dem Gelde nach Hause gekommen, überzählte er es voller Freuden, und es war lauter gute Münze, und so viel, als er noch niemals zugleich bei-

sammen hatte. Abends ehe er schlafen ging, liebäugelte er noch ein gutes Stündlein mit seinem Schatze, und Nachts legte er es unter sein Kissen, damit es ihm nicht etwa ein Dieb rauben könnte; und um Mitternacht hatte er es noch im Kopfe, und sann nach, was er damit anfangen und wie viel er gewinnen könne an Kapital und Zinsen; und Morgens, wie er aufstand, lag es ihm in allen Gliedern, wie Blei; sein Kopf war wüst von Nachtwachen und Sorgen, seine Hand schwer und lässig und versagte ihm den Dienst; und er durfte nicht singen. Die Zeit ging langsam und träg vorüber, so daß er den Tag kaum erwarten konnte. Inzwischen hatte er es bei sich bedacht, und er war kurz entschlossen. Denn wer schon um acht Uhr in des Kaufherrn Laden stand, das war unser Leinenweber „Herr, mit Vergunst — sagte er, und warf das Geld hin — da habt Ihr Euern Plunder wieder; der Kobold läßt mich nicht schlafen.“ Und ehe noch der Kaufherr eine Widerrede thun konnte, war der Weber schon vor der Thür, und sang:

Ein frischer, froher Muth
Geht über Geld und Gut.
Trilirum, tralarum!

31.

Ein braver Kaufherr.

Ein armer Taglöhner arbeitete bei einem reichen Kaufherrn in München; und der Kaufherr lebt noch. Zu dem trat er eines Tages ins Schreibzimmer, und sagte: „Herr, ich habe ein großes Anliegen. Mein Weib ist volle acht Wochen krank gewest, und Doctor und Apotheker kosten Geld. Und das brauche ich jetzt nun. Geschenkt will ich's nicht, sondern geliehen — so'n vier bis sechs Kronenthaler.“ — — Der Kaufherr sah ihn eine Weile an, und sagte dann ganz ernst: „Hansel, wer von mir Geld leihen will, der ist mein Feind, oder will es werden.“ Das verstand zwar Hans nicht, aber so viel merkte er, daß der Kaufherr ihm kein Geld geben wolle. Also ging er, hinter den Ohren sich kratzend, wieder zur Thüre hinaus. Als der Mann fort war, ließ der Kaufherr den Hausknecht kommen, und sagte zu ihm: „Weißt du, wo der Hansel wohnt?“ Der Hausknecht sagte: „Ja Herr, hinter den Sauställen, nicht weit von der Reiterkaserne.“ „Da — sagte der Kaufherr, und gab ihm acht Kronenthaler — trag's ihm ins Haus, und gib's seinem Weib, und du brauchst eben nicht zu sagen, von wem es

komme. Hast's verstanden?" Der Hausknecht brachte richtig das Geld an seinen Ort, und sagte nicht, von Wem es komme, sondern bloß, er sey Der und Der und diene bei Dem und Dem. Und also wußte der Taglöhner, als ihm's die Frau erzählte, wie er dran war. Und des andern Tags, an einem Sonntag, kam er mit sammt dem Weibe zum Kaufherrn, und sagte: „Herr, wir kommen so eben aus der Kirche, und — — Gott vergelt's Euch zu hunderttausend Malen!" Mehr sagte er nicht. Der Kaufherr nahm den Wechsel auf unsern Herrgott in Empfang, und dieser zahlt's ihm auch reichlich an Gut und Ehre, und an seinen vielen lieben Enkeln. —

32.

Ein braver Hausknecht.

Ein Christenmensch darf wohl auch von seinem sauern Wochenlohn an Sonn- und Feiertagen oder sonstigen Festen sich eine ehrliche Lustbarkeit verschaffen, das wissen wir alle. Aber wenn er Gelegenheit hat, damit einem Elenden seine Noth zu erleichtern, so soll er sich lieber die Lustbarkeit versagen, und Gutes thun; das wissen wir auch alle, thun's aber nicht alle. Ein Hausknecht aber hat's gethan. Der war

so eben drum und dran, auf eine Hochzeit zu gehen; und er hatte sein schönstes Kleid angelegt, und wie er sich so in seinem Schmuck von Kopf bis zu'n Füßen besehen, hat er bei sich gedacht: „Ein schöner Kerl bist du, das ist wahr, und dein Mädel muß ihre Freud' an dir haben, wenn sie dich so geputzt sieht, wie ich an meinem Mädel desgleichen." — Und er drehte seinen Hut auf dem Kopf herum, und wollte schier in seines Herzens Freude einen Juchezer thun zum voraus: Da trat ein fremder Mann in die Stube, der bat um einen christlich barmherzigen Beitrag für Abgebrannte. Das war nun so einer von den Augenblicken, wo es die Probe gilt, ob's mit der Frömmigkeit und der Nächstenliebe beim Menschen so oder so stehe. Bei unserm Hausknecht ist's gut gestanden. Er besann sich nicht lange, sondern dachte bloß: „Ei was! geh' ich zur Hochzeit, so sind erstlich drei Gulden zum Henker; zweitens bring' ich einen matten und müden Leichnam nach Haus, und drittens — mein Mädel denkt christlich, und wenn ich ihr's sage, so krieg ich ein schiefes Aug' von ihr. Und kurz, ich lasse Hochzeit Hochzeit seyn, und gebe das Geld den Unglücklichen!" Und das that er denn auch. Und wie er auf seine Kammer ging, und die Kleidungsstücke wieder ablegte, wollte ihm freilich die Hochzeit nicht recht aus dem

Kopf, und, daß er ein schöner Kerl sey. Aber noch stärker und süßer war der Gedanke: Du hast als ein braver Kerl gehandelt, und Gott wird dir's vergelten im Himmel droben. — Das ist geschehen in Tyrol, im Jahr 1824. Der Name des braven Hausknechts ist in den Zeitungen nicht gestanden, aber in dem Buche des Vaters der Armen ist er aufgezeichnet.

33.

Sagen aus Südbayern.

1.

Die verwüstete Alpe.

An der Gränze des bayrischen Oberlandes, unfern des Wendelsteins, ragen die Kaiserer empor, sehr hohe und schroffe Felsenwände, die einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt sind. In alten Zeiten sollen am nördlichen Abhang dieses Gebirges fruchtbare Alpen gewesen seyn, und zahlreiche Heerden auf den fetten Matten geweidet haben, so daß die Menschen Ueberfluß hatten an Milch und Butter und Käs, und an allen zeitlichen Gütern.

Aber wie das Sprüchwort sagt: Reichthum gebiert Uebermuth, und Uebermuth gebiert Armuth:

also geschah es auch hier. In Hülle und Fülle, wie diese Leute lebten, arteten sie immer mehr aus, und trieben es zuletzt so arg, daß sie Gottes Gabe, statt dafür zu danken, zu eitlem, freventlichem Spiele mißbrauchten. Sie erbauten sich eine Kegelstätte von lauter Käslaiben; dazu formten sie Kegel aus Butter, und schossen darauf mit Kugeln aus Brod, und hatten ihren Jubel dabei, — das ruchlose Geschlecht! Da endlich ergrimmte der Himmel über sie, und es ereilte sie plötzlich Gottes schwere Rache. Denn in einer Nacht brach ein furchtbares Gewitter aus; Regenströme schwemmten von den Alpen alles fruchtbare Erdreich hinweg; die Felsen erbebten und stürzten über ihren Häuptern und Hütten zusammen. Und so ist es denn geschehen, daß von der Zeit an da, wo ehedem grüne Matten von Fett troffen, nur kahle, gähstotzige Felsenwände emporstarren, an denen kein Gras wächst, kein Gesträuch wuchert, kein Leben gedeiht, — eine große, menschenleere Wüste!

2.

Der König Watzmann.

Vor langen Zeiten lebte ein König Watzmann; der hatte ein Weib und sieben Kinder. Er selbst aber war ein gewaltiger Jäger, dabei stolz und grausam; und seine größte Lust war es, begleitet von Weib

und Kindern, und im Gefolge von Hunden und Knechten, auf den Gebirgen umher zu schweifen, die Gemsen und Hirsche zu hetzen, und an ihrem Blut sich zu weiden und an dem Aechzen und Stöhnen der Kreatur. Eines Tages geschah es, daß König Watzmann, der wilde Jäger, vor die Hütte einer armen Hirtin kam; diese saß vor der Thür, ihr kleines Kindlein wiegend in ihren Armen, und neben ihr lag ihr getreuer Hund, der ihre Heerde und Hütte beschützte. Flugs stürzen die wilden Rüden des Königs auf den Schäferhund los, einer von ihnen zerfleischt das Kind, der andere streckt die erschrockene Mutter nieder. Der König aber steht dabei, und sieht mit Lust das furchtbare Schauspiel an. Auf der Mutter Geschrei kommt der Vater aus der Hütte, mit dem Bogen in der Hand; und wie er das Entsetzliche gewahrt, da streckt er eine der wüthenden Rüden mit dem Pfeile nieder. Nun aber ergrimmt in Zorn der grausame König ob dem Fall seiner Rüde, und er hetzt Knechte und Hunde auf den Hirten und die Hirtin, die nun, von den Wüthenden zerfleischt, auf den Leichnam ihres Kindes niedersinken. König Watzmann aber, und sein Weib und seine Kinder schauen mit Hohnlachen und Frohlocken auf die unschuldigen Opfer der Wuth. Da erhebt sich aus der Erde Schoß ein Brausen, der Sturmwind bricht los; eine Feuer-

säule steigt empor, sie umwirbelt den Wütherich und seine Brut, und verwandelt ihre Riesenleiber in Stein. — Und noch stehen sie da, der Watzmann und sein Weib nebst ihren sieben Kindern, als ungeheure Felsenberge, zum Andenken und warnenden Beispiel, daß Gottes Rache alle diejenigen ereilet, welche den Schwachen zertreten und den Unschuldigen morden.

34.

König Bauer.

Ein König, der keine Leibeserben hatte, verordnete in seinem Testamente, daß derjenige sein Nachfolger im Reiche seyn sollte, welcher nach seinem erfolgten Hinscheiden am ersten zum Thore herein käme. Der Zufall traf, daß dieß ein schlichter Landmann war, der seines Gewerbes wegen die Stadt besuchte. Alsogleich umringte und ergriff ihn das Volk, und führte ihn im Jubel zum Palast. Und der Mann wußte nicht, wie ihm geschah. Dort angekommen, wurde er in ein Prunkzimmer geführt und mit kostbaren Kleidern angethan, und mit dem Schwert umgürtet, und mit Scepter und Krone geschmückt. Das war ihm recht. Drauf geleitete man

ihn, unter Trompeten- und Paukenschall, in einen reich verzierten großen Saal, und man setzte ihn auf den Thron, und alle die, welche ihn umstanden, huldigten ihm in Ehrfurcht als ihrem König und Herrn. Das war ihm noch lieber. Endlich brachte man ihn in den Speisesaal, wo die Tafel mit dem Kostbarsten gedeckt war, was man nur finden konnte, an schmackhaften Speisen und Getränken aller Art. Das war ihm am allerliebsten. Und so hielt er denn Hof wie ein König, und aß und trank wie ein König, und schlief zuletzt in einem schönen großen Gemache wie ein König. — Des andern Tages aber bekam die Sache eine andere Gestalt; er sollte nun auch amtiren wie ein König. Und es standen auch schon früh Morgens, ehe er noch aufgewacht, des Reiches Beamten im Vorzimmer, und ließen sich melden: es möge Seine Majestät geruhen, ihre An- und Vorträge allergnädigst zu vernehmen. Da deckte denn der Eine viele Mängel in der Verwaltung des Staates auf, und legte weitläuftige Plane vor zur Verbesserung derselben in den verschiedenen Zweigen; der Andere schilderte den schlechten Zustand der Finanzen, und zeigte die Nothwendigkeit, die Staatseinnahmen zu vermehren, ohne den Unterthanen neue Lasten aufzulegen; der Dritte brachte Beschwerden und Bitten und Klagen und nichts als Klagen vor

von Unterthanen, die sich durch Lasten bedrückt, in ihren Rechten gekränkt, in ihrem Fortkommen gehindert hielten. Und so kam Einer nach dem Andern, mit dem und jenem, und jeder wollte von Seiner Majestät Entscheidung und Unterschrift haben. König Bauer that sein Möglichstes, wie er denn von gutem Verstande und noch besserem Willen war; aber was er da alles hören und thun mußte, war ihm einmal zu viel, und er wünschte sich in sein enges Stüblein zurück, wo ihm niemand zur Last gefallen. Mittags schmeckte ihm das Essen nicht mehr recht, trotz allem Gesottenen und Gebratenen, zumal auch, da er vor und nach Tisch die Aufwartung vornehmer Herren und anderer Höflinge annehmen mußte, deren Gesellschaft ihm zwar sehr glänzend däuchte, aber auch sehr langweilig. Und er sehnte sich abermals zurück an seinen ärmlichen Tisch, zum schwarzen Brode, das er mindestens in Ruhe und Frieden zu verzehren gewohnt war. Nachmittags sollte große Heerschau seyn derer, die sogleich in den Krieg ziehen mußten gegen einen trotzigen und mächtigen Nachbar; und König Bauer, indem er die Reihen der Krieger durchritt, bedachte bei sich den Tod und Verlust so vieler junger, kräftiger Männer, und das Elend, das über Tausende hereinzubrechen drohte, und daß er, der König, die Verantwort-

lichkeit auf sich lade für das Blut, das vergossen, und für all den Jammer, der verbreitet werden sollte. Und Abends legte er sich mit kummervollem Herzen nieder, und wälzte sich in peinlicher Unruhe auf dem Lager umher, und er konnte nicht schlafen. O, wie wünschte er sich da zurück in sein stilles Kämmerlein, wo es ihm vergönnt war, obgleich auf hartem Lager, in erquicklicher Ruhe die Nächte zu verschlummern! — Da war sein Entschluß gefaßt. Des andern Morgens in aller Frühe ließ er sich seine Bauernkleidung vor sein Bett bringen, die er sogleich anzog; und als die Beamten sich melden ließen, trat er unter sie, und sprach: „Sey König, wer da will; ich einmal will es nicht seyn. Als Landmann habe ich bloß meine Lasten zu tragen; als König sollte ich des ganzen Volkes Lasten tragen. Drum sey König, wer da will!“ Mit diesen Worten verließ er den Palast, und ließ sich seit der Zeit nicht mehr in der Stadt sehen. — — Das ist in fernen Landen und vor undenklichen Zeiten geschehen. In unsern Landen aber und zu unserer Zeit ist es freilich anders; da will fast jeder regieren und keiner gehorchen.

35.

Von der Ungleichheit der Stände.

Unter der Dorflinde, nach dem Gottesdienst, wurde den Bauern ein herrschaftliches Mandat verlesen, des Inhalts, daß sie zahlen sollten. Das war den Bauern nicht lieb; doch einige, die gescheidtern und bravern, fügten sich, und dachten, es sey einmal Recht und Herkommen, und steuern und sterben müsse man überall; andere aber murmelten und murrten durch einander, und sprachen von gemeiner Leute Lasten, und von vornehmer Herren Wohlleben, und vom Unterschied der Stände, und von der Gleichheit aller Menschen; und der Kesselflicker, der am wenigsten zu bezahlen hatte, that das Maul am weitesten auf. Indem kam der Pfarrer aus der Kirche und die Linde vorbei, und der Kesselflicker, der ärgste und der keckeste, ging ihn an, und sprach: Herr Pfarrer, seyd so gut, und erklärt uns das Sprüchwort: Da Adam reutete und Eva spann, wo war da wohl der Edelmann? und sagt uns, wie es zuletzt gekommen, daß die Menschen so gar ungleich geworden sind nach Ansehen, Vermögen, Rechten und Pflichten. Der Pfarrer, der seinen Mann kannte und seine Absicht verstand,

sprach: Das will ich euch sagen. Und die Bauern traten näher herbei. „Da Adam reutete und Eva spann — fing der Pfarrer an — da gewann Eva viele Kinder. Auf eine Zeit wollte unser Herr Gott zu Eva gehen und besehen, wie sie Haus hielt. Nun hatte sie eben alle ihre Kinder auf ein Mal bei einander, und wusch sie und schmückte sie. Da aber Eva unsern Herr Gott sah kommen zu ihr, versteckte sie etliche ins Stroh, etliche ins Heu, etliche ins Ofenloch, die allerhübschesten aber behielt sie bei sich. Unser Herr Gott sah die geputzten Kinderle an, und sprach zu einem also: Du sollt ein König seyn; zum andern: Du sollt ein Fürst seyn; zum dritten sprach er: Du sollt ein Edelmann seyn; zum vierten: Du sollt ein Burgermeister seyn; zum fünften: Du sollt Schultheiß, Vogt oder Amtmann seyn. Da nun Eva siehet, daß ihre Kinder, die so hervorn waren, so reichlich begabt waren, sprach sie: Herr! ich hab noch mehr Kinder; ich will sie auch herbringen. Da sie nun kamen, waren sie ungeputzet, schwarz und ungestalt; die Haare hingen ihnen voller Stroh und Heu. Da sah sie unser Herr Gott an, und sprach zu ihnen: Ihr sollt Bauern bleiben, Küh- und Säuhirten, Ackerleute; etliche von euch sollen in Städten Handwerk treiben, bräuen, bachen und den ersten Herren dienen. Zuletzt kam noch einer herfür,

der hinter dem Ofen geflackt, der allerwüsteste; zu dem sprach unser Herr Gott: Du sollt ein Kesselflicker werden.“ Die Rede des Pfarrers ergötzte die Bauern, und sie lachten den Kesselflicker aus. Dann wandte sich der Pfarrer an einen alten, ehrlichen Mann, und sagte: Das ist ein Mährlein, was ich euch erzählt habe, und steht nicht in der Bibel; aber wohl steht in der Bibel, daß alle Stände von Gott seyen, und daß man sie in Ehren halten soll; wie geschrieben steht: „Gebet jedermann, was ihr schuldig seyd: Steuer, dem Steuer gebühret; Zoll, dem Zoll gebühret; Ehrfurcht, dem Ehrfurcht gebühret; Ehre, dem Ehre gebühret“ (Röm. 13, 7.)

36.

Von dem Handel zwischen den Edelleuten und den Bauern.

In einem alten Buch lieset man einen guten Schwank von dem Handel zwischen den Edelleuten und den Bauern. Die Edelleute, ihres Standes und ihrer Ehren eingedenk, wollten zu mehr Einkommen gelangen; und sie beschlossen daher, sich deßhalb an den rechten Mann zu wenden, an St. Peter, dem, wie sie wußten, die Schlüssel zu allen

Herrlichkeiten des Himmels und der Erde vom Herrn gegeben waren. Der Himmels-Fürst nahm sie auch auf in allen Ehren, als solche, die von Gott selbst schon der Geburt nach ausgezeichnet sind vor den übrigen Menschen; und er bewilligte ihnen alles, was sie verlangten: Auf- und Abfahrtsgeld, Besthaupt, Frohnen, Gilten, Heimfall, Küchendienst, Laudemien, Leibreicht, Scharwerk, Stift, Vogteihaber, Todtheil, Zehenten, Groß- und Kleinzehenten, Blut- und Naturalzehenten, und noch viele andere Steuern und Abgaben, wie sie des Namens heißen mögen. So nahmen sie denn mit Dank Abschied, und kamen, mit ihren Rechten und Gewalten, zufrieden in ihre Heimath zurück. Alsbald empfanden auch die Bauern die Noth, und sie erseufzten schwer und erlagen schier unter den Lasten, die ihnen von den Edelleuten auferlegt wurden. Und wenn sie sich nun bei ihren Herren beklagten, so bekamen sie im gelindesten Falle die Weisung, daß es also im Himmel beschlossen sey, den Handel zwischen Edelleuten und Bauern betreffend. Da geriethen endlich die geplagten Bauern auf den Einfall, daß sie ebenfalls gen Himmel, zu St. Peter, zögen, und von ihm Wohlthaten ausbitten möchten; und sie setzten sogleich den Entschluß ins Werk. St. Peter nahm sie auch in Gnaden auf, und hörte ihr Gesuch

in Geduld an; und nach angehörter Bitte übergab er ihnen einen langen Zettel, worauf alles verzeichnet war, was er zu verschenken und zu vergeben in der Macht hatte. Die Bauern durchsahen das Register fleißig und genau, von vorn und von hinten, aber sie fanden alles durchgestrichen von dem, was die Menschen sich wünschen mögen für dieses Erdenleben. Nur der Himmel war übrig und stand noch offen. Also baten sich die betrübten Bauern von St. Peter mindestens den Himmel aus, als absonderliche Wohlthat und Bauern-Privilegium; wogegen den Edelleuten, den Bauernschindern, die Hölle zum Erbtheil werden solle. Das ward ihnen denn auch bewilliget, und sie gingen fröhlich zurück in ihre Heimath. Als nun die Edelleute vernommen, daß die Bauern also lustig heimgekehrt seyen, so fragten sie nach der Ursache solcher Freude, und was ihnen denn Gutes zugefallen seyn möge, da doch St. Peter nichts mehr zu vergeben gehabt hätte. Diesen antworteten die Bauern: Sollen wir denn nicht fröhlich seyn, da wir von St. Peter den Himmel erhalten haben? Da sagten die Edelleute: Hol uns der Teufel! Wir haben nicht an den Himmel gedacht. — Merk: Dieß ist ein Schwank, und nichts weiter; aber die Bauern können daraus etwas lernen, und die Edelleute auch.

37.

Vom Rathgeben.

Gib Acht, daß es dir nicht gehe, wie dem Spatzen, der andern Vögeln Rath gab, aber sich selbst nicht zu rathen wußte und vor Gefahr zu hüten. Es hat sich nämlich begeben, daß die Holztauben ein Nest mit Jungen auf einem hohen Baum gehabt haben; da ist der Fuchs gekommen, und hat gedrohet, er wolle hinauf steigen und die Jungen mit dem Neste nehmen, wenn sie ihm nicht ein Junges herabwerfen. Da sind die Tauben erschrocken, und haben sich heftig gefürchtet. Zuletzt haben sie ihm ein Junges herabgeworfen; das hat der Fuchs genommen, und ist mit davon gezogen. Als er aber hinweg gewesen, hat der Spatz die Holztauben unterwiesen und gelehret: wenn er schon wieder käme, sollten sie ihm nichts geben, sondern sprechen, sie wären in ihrem Nest; wenn er kühn wäre, sollte er heraufsteigen. Da nun der Fuchs wieder gekommen, haben sie ihm nichts mehr geben wollen. Alsbald hat der Fuchs gemerkt, daß sie der Spatz gewarnt habe, der so eben auf einer nahen Dornhecke saß. Der Fuchs kehrte sich zu ihm, und schaute, wie er ihn möchte mit List hintergehen. Er sprach:

„Es ist doch ein freies Ding um einen Vogel! er kann hinfliegen, wo er will, und ist überall sicher vor dem Jäger. Allein das ist bös, daß ihr euch im Winter vor Kälte und Wind nicht könnt beschirmen.“ Darauf sprach der Spatz mit großem Rühmen: „O es schadet uns der Wind nicht, denn wenn er auf der rechten Seite herwehet, so stecken wir den Kopf unter den linken Flügel; wehet er aber von der linken Seite her, so stecken wir den Kopf unter den rechten Flügel; und so können wir uns also vor allem Wind und Frost erretten.“ Da er nun ein langes und ein breites Geschwätz machet, spricht der Fuchs: „Du sitzest zu hoch oben; ich kann dich nicht verstehen, denn ich höre sonst nicht recht wohl; und beredete also den Spatzen, daß er weiter herab saß.“ Da fragte ihn der Fuchs: „Wie er denn thäte, wenn der Wind von vornen herwehete?“ Da stieß der Spatz den Kopf zwischen die Beine in die Federn, und wollt' es ihm zeigen. Der Fuchs aber, nicht unbehändt, erwischte den Spatzen und fraß ihn. Also kam der Spatz um, der andern gerathen hat, sich selber aber wußte er nicht zu rathen.

38.

Wie Eulenspiegel gute Räthe gibt, die aber übel ausschlagen.

Als Eulenspiegel eines Tages über Land ging, holte er mehrere wandernde Bursche ein, die des Weges waren; und er gesellte sich sogleich zu ihnen, und belustigte sie mit seinen sinnreichen Einfällen und schalkhaften Schwänken. Nach einer Strecke wollten sie zukehren, und einen Imbiß einnehmen in einem Wirthshause. Da trat ein junger Geselle zu ihm, der zum ersten Male seiner Mutter Nest verlassen hatte, und er redete ihn an, sprechend: „Meister, nach Euren Reden dünkt Ihr mir ein kluger Mann zu seyn. So seyd denn so gut, und rathet mir, wie ich es anzufangen habe in Reden und Gebärden, daß ich nicht die Zeche zu theuer zu bezahlen habe; denn ich bin arm und noch jung und unerfahren.“ Da sagte Eulenspiegel: „Du darfst nur den Wirth loben, sammt allem, was er aufsetzt.“ Das that denn der Geselle in reichlichem Maße; und, indem sie zusammen aßen und tranken, sprach er ganz laut, daß es der Wirth wohl hören mochte: „Wie ist dieß Brod so schmackhaft! und wie ist dieses Bier so köstlich! Das nenne ich mir einmal ein Wirthshaus.“ Der Wirth hatte drob Gefallen; und als

der Geſelle die Zeche zuletzt bezahlen wollte, erhielt er den guten Groſchen wieder zurück, und noch einen ſchlechten dazu. Aber draußen vor dem Wirthshaus ſchalten und tadelten ihn die Kameraden wegen der Lobreden, die er dem Wirthe gemacht, und ſie ſagten: man ſolle vor den Wirthen auch das Beſte nicht gut nennen; und einer gab ihm eine derbe Kopfnuß zum Gedenken, damit er in Zukunft klüger ſey in Reden. — Um Mittag, ehe ſie wieder zukehrten, wendete ſich der gute Geſelle wieder an Eulenſpiegel, und ſprach: „Meiſter, Euer Rath iſt mir ſchlecht bekommen; gebt mir einen andern und beſſern.“ Da ſagte Eulenſpiegel: „So magſt du denn lieber den Wirth tadeln, ſammt dem, was er aufſetzt.“ Das that denn der einfältige Geſelle; und, als die Suppe kam, ſprach er laut, daß es der Wirth hören konnte: „Wie iſt dieſe Suppe verſalzen und überſtändig!“ Und als das Fleiſch aufgeſetzt wurde, hielt er ſich die Naſe zu, und ſagte: „Pfui! wie iſt das Fleiſch übelrüchig! Da ſind wir in ein ſchönes Wirthshaus gerathen!“ Dieſe Reden gefielen den Kameraden; aber der Wirth machte ein böſes Geſicht, und ſagte: „Wenn dir mein Eſſen nicht ſchmeckt, ſo ſuch' dir's anderswo.“ Und er zeigte ihm das Loch, das der Zimmermann gemacht hat. So mußte er denn ungegeſſen abziehen. Die Kame-

raden aber, als sie nachgekommen, lobten ihn wegen seines Muthes; aber sein Magen wurde davon nicht satt. — Des Abends, wie sie wieder in einem Wirthshause zukehren und da übernachten wollten, ging der Geselle wieder den Eulenspiegel an, und sprach: „Meister, Euer Rath hat zu zweyen Malen links ausgeschlagen; so wollet mir doch endlich den rechten Rath geben.“ Da sagte Eulenspiegel: „Was ist da weiter zu rathen? Weil denn weder Loben noch Tadeln frommet bei den Leuten, so wird es wohl am besten seyn, gar zu schweigen.“ Das nahm jener sich auch vor, und hielt darauf fest. Als ihnen nun der Wirth, bei dem sie eingekehrt, Käse aufsetzte, und sie davon kosteten, fragte ihn der Wirth, der ihm zunächst saß: „Wie schmeckt der Käs?“ Der Geselle schwieg, und kaute fort, wie ein Esel, der Teig frißt; denn der Käs war über die Maßen schlecht. Da sagte einer der Kameraden: „Nun, so red' doch!“ vermeinend, er werde, wie der Affe, die Käste aus den Kohlen langen. Der Geselle aber schwieg. Das legten sie ihm als Trotz aus, die Kameraden und der Wirth. Und, als er auf wiederholte Aufforderung den Mund dennoch nicht aufthat, so jagten sie ihn vom Tische fort, und warfen ihn zur Thür hinaus. — Des andern Morgens, als die Gesellen des Weges vor-

bei gingen, an welchem er die Nacht im Freien zugebracht, hielt er den Eulenspiegel an, und schalt ihn, daß er ihn nun schon zum dritten Male zum Besten gehabt habe mit seinem Rathe. Eulenspiegel aber antwortete: „Wem nicht zu helfen ist, dem ist auch nicht zu rathen.“ Mit diesen Worten ließ er ihn stehen, und zog seines Weges weiter. — „Was ist aber aus dem Gesellen geworden?“ Wenn's ihr nicht wißt, ich weiß es nicht.

39.

Ueber den Umgang mit Bauern.

Man kann mit den Bauern schon zurecht kommen, wenn man's eben nur versteht ... In Leipheim (ist ein Städtle nicht weit von Ulm) fiel der Jahrmarkt gerade auf den Tag, wo auch Holzmarkt war. Wie nun die Krämer ankamen mit ihren Waaren, und wollten ihre Stände aufrichten, da fanden sie die besten Plätze schon von den Holzwägen besetzt, und die Bauern machten eben keine Miene, daß sie weiter fahren wollten. Da trat ein Krämer unter sie, und sagte in höflicher Weise: „Liebe Leute, seyd so gut, und macht uns hier Platz.“ Die Bauern schwiegen und hielten

aber still. Drauf ging ein anderer zu ihnen, und schrie: Ihr donnerschlächtigen Kerle! wollt ihr weichen, oder nicht? Die Bauern lachten, sie wichen aber nicht. Zuletzt kam ein dritter, ein stattlicher Mann, aus dem nächsten Wirthshause; der verstand die rechte Weise. Er fragte den nächsten Bauern, wie theuer er seine Fuhr gebe bis vor das Haus? Der sagte ihm den Preis, und sie wurden sogleich eins; und der Mann sagte, er solle nur einsweilen vor das Thor hinaus fahren; er werde gleich nachkommen und ihm den Platz bezeichnen, wo er's abladen solle. Deßgleichen handelte er einem zweiten, dritten, und allen übrigen ihre Fuhren ab, und er bestellte sie sämmtlich vor das Thor. Die Bauern dankten, und fuhren mit Freuden ab, und sie dachten: die große Bestellung sey gewiß für einen reichen Bräu in dessen Märzenkeller, und es könnte noch ein und das andre Mäßle gutes Bier statt des Trinkgeldes absetzen. — Als nun indessen die Marktstände alle geordnet und aufgeschlagen waren, kam der Käufer zu den Bauern die vor dem Thor seiner harrten, und er sagte: „So, liebe Leute! Jetzt könnt ihr gemächlich fortfahren bis nach Höchstädt vor mein Haus. Es ist das dritte, links, wenn man zum Thor hinein fährt. Ihr könnt nicht irren.“ Wenn ich dann Abends nach Hause komm',

werd' ich euch richtig bezahlen.“ Die Bauern schimpften; aber sie hielten vor dem Thor, bis andere Käufer kamen, denen sie das Holz nicht so weit führen durften vor das Haus.

40.

Ueber den Umgang mit Herren.

Ein schwäbischer Bauer sollte zum gestrengen Herrn, dem Amtmann, gehen, vor dem er noch nie gestanden war. Im Wirthshaus, wo er eingekehrt, um ein Gläslein Kuraschi zu trinken, erzählte er dem Wirth, was er vorhabe, und daß es ihm bang sey, indem er nicht wisse, wie er mit dem gestrengen Herrn zu Wort kommen könne. Da sagte der Wirth: „Laß dir drum kein graues Haar wachsen. Mach's du nur, wie das Männle von Desingen.“ Der Bauer sagte: Das wisse er nicht, und er soll ihm's verzählen. „Recht gern, sagte der Wirth, und erzählte, wie folgt: Das Männle von Desingen lag im Sterben. Er hatte aber dabei keine andere Noth, als wie er, wenn er nun in den Himmel käme, an unsern Herrgott das Wort richten sollte. Das vertraute er seinem Weib an. Diese sprach: „Was braucht's da viel Bedenken?

Sag du nur: Grüß Gott, Herr! dann gibt Ein Wort das andre.“ Das ging dem Männle von Oeſingen ein, und er ſagte, daß er nun ruhig ſterben könne. — Als der Bauer ſpäter wieder aus dem Amthaus gekommen, fragte ihn der Wirth, ob er ſeinen Rath befolgt und gut befunden habe? Ja wohl, antwortete der Bauer. Ich habe zum Herrn geſagt: Grüß Gott, Herr! und der Herr hat denn zu mir geſagt: Was willſt, Lump? Und ſo hat denn Ein Wort das andere gegeben.

41.

Nachtwächter Thomas.

Nachtwächter Thomas, als er Alters halber ſeinen Dienſt aufgeben mußte, erbat ſich's vom Bürgermeiſter als eine beſondere Gnade aus, daß er fortan wenigſtens die Stadtuhr aufziehen dürfe. „Es ſey,“ ſagte er, „ein ganz eigenes Verdienſt, den Leuten zu zeigen, woran ſie ſind.“ Das wurde ihm denn geſtattet, und er zog auch fleißig alle Tage nach dem Kirchgang die Uhr auf und richtete ſie. Es dauerte aber nicht volle vier Wochen, als Thomas den Bürgermeiſter bat, er möchte ihm den Dienſt, den verdrießlichen, wieder abnehmen. „Man könne

es, ſagte er, den Leuten nimmermehr Recht machen. Wenn ich auch, fuhr er fort, die Stadtuhr genau auf Gottes Weltuhr richte, ſo ſagen doch die Einen, ſie gehe zu ſpät, die Andern, ſie gehe zu früh; zu ſpät, z. B., ſagen die faulen Schüler; zu früh die kargen Gewerbsmeiſter. Und ſo, ſchloß er, mag's ihnen der Teufel Recht machen, ich nicht.“ Hierauf verſetzte der Bürgermeiſter: „Ich will Euch einen guten Rath geben, wie Ihr alle Theile zufrieden ſtellen möget. Beklagen ſich die Gewerbsmeiſter, daß die Uhr zu früh gehe, ſo ſaget nur recht freundlich: Ich will mir alle Mühe geben und dafür ſorgen, daß die Uhr ganz richtig zeigt. Und beklagen ſich die Schüler, ſo ſaget deßgleichen: Liebe Kinder, ich will allen Fleiß anwenden, die Uhr ſo zu richten, daß ſie ganz genau zeigt. Laſſet aber, fuhr der Bürgermeiſter fort, bei dem allem die Uhr ruhig ihren Gang gehen; nur gebet den Leuten gute und freundliche Worte, und alle werden zufrieden ſeyn und Euch in Ruhe laſſen.“

42.

Die sieben Züchten.

In einer ehemaligen Reichsstadt war ein Gericht von sieben ehrlichen Bürgern gesetzt, die man die sieben Züchten nannte, in welchem allerhand geringe Schmach- und Zankhändel erörtert und geschlichtet wurden. Nun begab es sich einmal, daß zwei Bürger auf offener Gasse in Streit geriethen; und als sie nach langem Gezänk von einander gingen, sagte der eine zum andern: Man kennt dich wohl, was du für ein Vogel bist. Der andere legte ihm diese Worte übel aus, ließ ihn vor die sieben Züchten bieten, und klagte ihn deßwegen an. Der Beklagte gab zur Antwort: er könne nicht in Abrede seyn, daß er die Worte geredet; vermeine auch nicht, daß er übel geredet; denn sein Kläger heiße Finck; nun wisse aber jedermann, was Finck für ein Vogel sey. Ungeachtet dieser Entschuldigung wurde er um einen Schilling (6 Kreuzer) gestraft. Er erlegte die Strafe willig, sagte aber beineben: ob er etwas fragen dürfte? Die Herren sagten: ja wohl. Darauf sprach er: Meine günstigen Herren, ich bitte euch um Verzeihung: da ihr euer sieben seyd, so möcht' ich wohl wissen, wie ihr diese 6 Kreuzer mit einander

ander theilet? Die Herren hielten dieß für ein Gespött, und straften ihn abermal um einen Schilling. Nachdem er das Geld erlegt, ging er fort, und schlug die Thür aus Unwillen etwas hart hinter sich zu. Die Richter ließen ihn wiederum holen, und straften ihn wegen dieses Trotzes abermal um einen Schilling. Er zahlte und ging seines Weges fort, that auch die Thür gar sanft zu, öffnete sie aber bald wieder und sagte: Ihr Herren, ist es so recht? Die Richter hielten es für einen spitzigen Stich, und straften ihn deßhalb wieder um einen Schilling, worauf er denn fein still hinaus ging. Als er draußen war, sagte er: Ich glaube, wenn unser Herr Gott vor die sieben Züchten käme, er würde von ihnen gestraft. Dieß hörte ungefähr ein Stadtknecht, und zeigte es seinen Herren an. Die ließen ihn wieder zurück rufen, gaben ihm einen scharfen Verweis, und straften ihn abermal um einen Schilling. Hierauf ist er gar bescheiden hinweg gegangen.

43.

Die Faulheit in der Klemme.

Die Faulheit weiß immer eine Ausrede; hat ſie keine, ſo macht ſie eine.... Ein junger Herr von Adel hatte die Gewohnheit, daß er jeden Morgen im Bett liegen blieb bis in den Tag hinein. Seine Freunde machten ihm deßhalb oft Vorwürfe, und ſchalten ihn ſeiner Faulheit halber. Da ſprach er einſtmals zu ihnen: Wie mögt ihr nur ſo reden? Ihr wißt nicht, was ich ſo lange zu ſchaffen habe im Bette. Jeden Morgen, wie ich die Augen aufthue, treten zwei Geſtalten vor das Bett, die Strenge zur Rechten, die Milde zur Linken. Da nimmt nun die erſtere das Wort, und ſpricht: Stehe auf, fauler Knabe! Es iſt ſchon hoch an der Zeit. Du haſt der Ruhe genug gepflegt. Auf! die Arbeit harret dein. Drauf ſpricht die andere: Bleibe liegen, lieber Knabe! Es iſt noch zu guter Zeit. Die Arbeit kann warten; ſie läuft dir nicht davon. Gönne dir immerhin noch einige Ruhe, Beſter! Wiederum nimmt die Strenge das Wort, und ſagt: Das Leben des Menſchen iſt kurz, und die Kunſt iſt lang. Sey ein Mann, und geh' freudig an dein Tagwerk. Hierauf die andere: Die Ruhe iſt ſüß,

und die Arbeit ist sauer. Sey kein Narr, sondern wiege dich noch, wie ein Gott, auf dem flaumenen Pfühle. So reden denn beide lange hin und her; und ich, was soll ich thun? Ich versehe das Amt eines Richters, der beiden Parteien sein Ohr leiht, und sich weder zur Rechten noch zur Linken neigt, sondern eben sich ruhig verhält, bis der Streit zu Ende ist. Dann stehe ich auf. — Nun sage mir noch Einer, daß ich faul sey!

44.

Die guten Tage.

Eine Wittwe hatte einen Sohn, der war dumm und faul zugleich. Oft, wenn er noch im Bette lag, trat sie zu ihm hin, und sagte: Hans, steh auf! Nur wer früh aufsteht, bekommt einen guten Tag. Aber Hans dachte sich dabei: Mir ist der Tag so gut genug, und blieb liegen. Endlich, nach oftmaligem Bitten und Mahnen, ließ er sich einstmals bewegen, und stand früh auf, und ging hinaus vor das Thor, wie ihm die Mutter geheißen hatte. Vor dem Thor aber legte er sich sogleich wieder nieder, so daß er seine Beine über den Weg hinaus streckte, den die Aus- und Eingehenden passiren mußten.

Nun hat es sich in jener Nacht ereignet, daß drei Räuber eines Reichen Haus geplündert hatten, und sie wollten nun ihre Beute vor das Thor ins Sichere bringen. Wie nun der erste Räuber des Weges ging, stolperte er über des Schlafenden Beine, und, um nicht verrathen zu werden, grüßte er den Hans, den er sogleich erkannte, und sagte: Guten Tag, Hans. Hans, ohne sich zu rühren, sprach für sich, aber laut, daß es jener hören mochte: Das wäre der erste. Er meinte, der gute Tag, den er bekommen. Gleich darauf kam der zweite Räuber, wohl beladen, und er stolperte ebenfalls, und sagte wie der erste: Guten Tag, Hans! Und Hans sprach: Das wäre der zweite. Endlich kam der dritte, und fiel über die ausgereckten Beine, und, als er aufgestanden und die Waare wieder aufgeladen, sprach er gar freundlich: Guten Tag, Hans! Worauf Hans sagte: Gottlob, das wäre der dritte. Und er wollte nun aufstehen und davon gehen. Die Räuber aber, welche glaubten, daß er sie vermeint und ihren Raub entdeckt habe, gingen auf ihn zu, und verhandelten in Güte mit ihm, und sagten: er solle Theil haben an ihrer Beute, wenn er sie nicht verrathen würde. Das ließ sich Hans gefallen; und er ging mit dem eroberten Schatze heim, und warf ihn auf den Tisch, und sagte zur Mutter:

Nun hab' ich einen guten Tag bekommen. Drauf legte er sich wieder ins Bett, und schlief fort bis auf den Abend, wo er aufwachte, um wieder einschlafen zu können.

45.

Schalk wird mit Schalk gefangen.

Ein abgedankter Soldat, der ein lustiger Geselle war, kam eines Tages in ein Wirthshaus, und wie er sah, daß man eben den Gästen das Essen auftrug, setzte er sich auch ohne Umstände an den Tisch; denn er dachte: Kann ich auch nicht zahlen, wie andere, so kann ich doch essen, wie sie, und das Uebrige will ich schon mit dem Wirthe abmachen. Die Gäste, welche vornehme Leute waren, Schreiber, Musterreiter und dergleichen, sahen den Soldaten nicht gern bei sich, und wollten ihn auf eine höfliche oder grobe Art auf die Seite schieben. Als daher die Suppe auf den Tisch kam, griff ein jeder nach einem Löffel, deren eben so viele auf dem Tische waren, als der Gäste; und sie sagten: Ein Schelm, der keinen Löffel hat. Der Soldat wurde nicht verlegen, sondern er machte geschwind einen Löffel von Brodkruste, die er an

die Gabel ſteckte, und fuhr damit in die Schüſſel und ins Maul. Und als die Suppe gegeſſen war, ſagte er: Ein Schelm, der ſeinen Löffel nicht ißt. Was denn die andern bleiben ließen, und ſie hatten den Schelm wieder, den ſie ausgegeben. — Die Gäſte hätten ihm wieder gern eins angehängt, und ſie nahmen zuletzt einen Becher mit Wein, und ließen den herumgehen, mit dem Beſcheid: Wer den Wein im Becher fett oder ſchmutzig machen würde, der ſollte die Zeche bezahlen. Das thaten ſie aber darum, weil der Soldat einen großen Schnauzbart hatte, der lange nicht geſchoren war, und ſie meinten daher, es würde nicht fehlen können, daß er den Wein ſchmutzig machte. Aber als es an ihn kam, blies er dem Becher das Geſicht alſo aus, daß der Staub faſt aus dem Becher gefahren, und nicht ſo viel darin geblieben, daß eine Mücke ihren Durſt hätte löſchen können. Worauf er den Becher den Gäſten wies, und ſie fragte, ob der Wein ſchmutzig ſey oder nicht. Alſo mußten ſie für ihn die Zeche bezahlen, was ſie auch gern thaten, um des Spaßes willen, den ihnen der Soldat gemacht hat.

46.

Seltsames Rossfutter.

Der Müller von Knorringen war weit und breit in der Gegend als ein kurioser Mann bekannt, der allerhand seltsame Streiche machte. Und also wunderten sich die Bauern nicht, die zu Grünwiesen im Wirthshaus um den Ofen herum saßen, daß er noch spät Abends bei grimmiger Kälte zu Pferd ankam; wohl aber darüber, was er weiter that. Nachdem er nämlich in die Stube getreten, und sich drin umgesehen hatte, sagte er zur Kellnerin, sie solle eine Schüssel voll Salat mit Essig und Oel und harte Eier darauf zurichten lassen für sein Roß. Die Bauern dachten bei sich, das gibt wieder so einen Spaß, von dem man erzählen kann. Als der Salat fertig war, ließ er ihn wirklich in den Stall tragen für sein Roß; und die Bauern folgten alle neugierig der Kellnerin, zu sehen, wie es dem Vieh schmecke. Inzwischen setzte sich der Müller gemächlich auf die Ofenbank, breitete seinen Mantel aus, und ließ sich wohl seyn. Nach einer Zeit kam die Kellnerin zurück mit den Bauern, und sagte: Das Roß frißt den Salat nicht. Nicht? sagte der Müller; nun, so freß ich ihn; und setzte sich an den Tisch und aß. Darauf, nachdem

er die Zeche bezahlt, holte er sich den Mantel vom Ofen, und sagte höflich zu den Bauern: Habt Dank, daß ihr mir Platz gemacht! und ging weiter. Jetzt merkten erst die Bauern, daß er sie gefoppt habe, der vermaledeite Müller. Und wenn der günstige Leser das Stücklein nicht glauben mag, so geh' er nach Grünwiesen und verlange nur im Wirthshaus, so laut, daß es die Bauern hören mögen, Salat mit Essig und Oel und harte Eier drauf; er gebe aber Acht, daß ihm die Speise nicht versalzen werde.

47.

Seltsame Jagdpacht.

Ein böser Streich, den man einem andern spielt, ist ein böser Streich, und wenn er gleich eine lustige Jacke trägt, wie ein Hanswurst. Aber lachen muß man. — Solch ein lustiges Stücklein erzählt man von einem Franzosen, der, wie der Leser merken wird, ein rechter Filu war. Der war bei einem Bauern im Quartier. Nachmittags, wie er hinter dem Ofen lag — die Fliegen ließen ihm nicht Ruh und Rast — dachte er aus langer Weile daran, wie er seinem Wirthe einen Possen spielen und ihm auf gute Manier einen dicken Thaler oder zwei aus der

Tasche praktiziren könnte. Auf böse Einfälle kommt man leichter, als auf gute, absonderlich bei dem Müßiggang. Nun sagte er zum Bauern: Wirth, ick will dir abkauf die Fliegen in der Stube. Der Bauer meinte, der Soldat wolle ihn foppen, und sagte, er gebe sie ihm umsonst, und er solle sie nur alle todt schlagen, es geschehe ihm damit ein Gefallen. Nein, sagte der Soldat, umsonst ick nit mag, aber ick will kaufen sie, wenn sie will, um einen dicken Thaler. Der Bauer dachte sich: Ist der Soldat ein Narr, so ist er's in meinen Sack; und sagte, wenn er so wolle, ihm sey's ganz recht. Der Soldat gab ihm den Thaler, und der Bauer steckte ihn lachend ein. Er hatte aber bald Ursache, mehr zu weinen, als zu lachen. Denn der Soldat holte jetzt seine Muskete hinter dem Ofen hervor, lud sie mit Schrot, und schoß, mir nichts dir nichts, auf das Getäfel, wo die meisten Fliegen hockten, daß es krachte, und die Fenster davon klirrten. Um's Himmels willen, was macht Ihr? rief der erschrockene Bauer. Ick schieß todt die Fliegen, die ick hab Euch abgekauft, — sagte der Franzose ganz ernsthaft, als ob sich das so von selbst verstünde; und er lud wiederum, und legte nochmal an. Da fiel der Bauer ihm in die Arme und auf die Kniee, und bat ihn bei allen Heiligen, er sollte doch sein Haus verschonen, und ihn nicht

unglücklich machen. Der Soldat gab ihm zu verstehen: Solle er auf sein Recht Verzicht leisten, so müsse er Entschädigung haben, und Gewinn obendrein; und er verlangte nochmal so viel, als er dem Bauern gegeben hatte. Dem mochte es lieb seyn, oder nicht, er mußte sich den Handel gefallen lassen, und bezahlen, was jener wollte. Und so merkte er denn zu spät, daß der Franzose kein Narr sey, oder wenn auch ein Narr, doch in seinen Sack. — Lustig ist der Streich, und man muß lachen. Aber der redliche Leser denkt sich dabei: Ein Filu war er doch, der Franzose, und ich denk's auch.

48.

Der redliche Hans und die schlaue Grete.

Es waren zwei Brüder, die hatten jeder einen gar stattlichen Maierhof. Sie wohnten nicht weit von einander, und besuchten sich auch oft, wo sie dann über ihren Haushalt und ihr Fortkommen sprachen; und der eine konnte nicht genug die Redlichkeit seines Knechtes rühmen, und der andere die Schlauheit seiner Magd. Nun hatte der ältere Bruder einen prächtigen Hengst im Stalle, und der jüngere eine eben so schöne Stute, beide von gleicher Farbe

und Größe. Da kamen sie denn zu wiederholten Malen darüber zur Rede, und der eine wollte dem jüngern die Stute abhandeln, der andere dem ältern den Hengst; aber sie wurden nie des Handels eins, und jeder erklärte, es sey ihm sein Stück um keinen Preis feil. Einstmals, als sie eben wieder über die Sache redeten, sagte zuletzt der jüngere: Ich wette, daß ich doch noch deinen Hengst kriege, ohne daß du es erfährst; und dein Knecht führt mir ihn selbst zu. Drauf sprach der ältere: Und ich wette Hengst gegen Stute, daß dieß nicht geschieht; denn wenn auch er selbst ihn stehlen wollte, er würde mir's sagen; so sehr vertraue ich auf ihn und seine Redlichkeit. Also war die Wette gemacht, und die Brüder schieden von einander.

Des andern Morgens ließ jener die Magd zu sich rufen, und erzählte ihr, was zwischen ihm und seinem Bruder verhandelt worden, und daß er nun auf ihre Klugheit und Verschlagenheit vertraue. Grete sagte: Laßt mich nur machen. Und sie ging noch desselben Abends hinüber in den Hof, und suchte den Knecht, den Hans, auf. — „Guten Abend, Hans!" „Schönen Dank, Grete!" „Immer noch unmüßig?" „Muß wohl seyn!" „Ich hab' mich auch einmal um dein Wesen umsehen wollen, und wie du's mit dem Stalle hält'st. Man rühmt deine Ordnung." Hans

fand sich geschmeichelt; er lud sie ein; sie half ihm zur Arbeit; Hans bemerkte, daß Grete ein schönes Mädel sey. — Den Tag darauf — es war Samstag — kam Grete wieder. „Guten Abend, Hans!“ „Schönen Dank, Grete!“ „Ist's dir recht, daß ich wieder komme?“ „Ei ja wohl!“ „Hast du schon Feierabend?“ „Es ist schon alles gethan; ich habe gedacht, daß du kommen mögest.“ Sie setzten sich zusammen, und plauderten ein Stündlein, und Hans bemerkte, daß die Grete, die Hex', ein gescheidtes Mädel sey. Und er lud sie ein auf den nächsten Sonntag, wo er sie zum Tanz führen wollte. Grete kam, und Hans ging mit ihr, und sie tanzten bis spät in den Abend. Da sagte Grete mit Einemmal: Es ist spät geworden! Ich sollt' schon zu Haus seyn. Was wird der Herr sagen? Geh, sattle den Hengst, und reit' mit mir heim!“ Hans ließ sich nicht zweimal bitten, und er nahm sie zu sich aufs Roß, und ritt fort in der Dunkelheit. Sie hielt ihn mit ihren Armen fest umschlungen. Und nun glaubte sie, es sey der Augenblick gekommen, um mit ihrem Anliegen heraus zu rücken, und sie eröffnete ihm: Daß ihr Herr den Hengst gern haben möchte, daß er ihr eine große Belohnung versprochen habe, und daß sie dann den Hans heirathen wolle. Willst, lieber Hans? fragte sie, und gab

ihm einen Schmatz. Hans mochte wollen oder nicht, er mußte wohl, und es war nur noch zu bedenken, wie er seinem Herrn etwas Blaues vor die Augen machen könnte, daß er den Diebstahl nicht merkte. Du lügst, sagte Grete: auf dem Heimweg wärest du verirrt, da hätten dich Wölfe angefallen, und das Roß, das du ihnen überlassen, aufgefressen. Für die Knochen laß nur mich sorgen; der Schinder hat deren im Ueberfluß und nach Auswahl. Sie sollen morgen an Ort und Stelle liegen. — Also war die Sache abgemacht, und Hans ließ den Hengst zurück, und kehrte zu Fuß heim.

Hans konnte aber nicht schlafen. Es ging ihm immer im Kopf herum, was und wie er's dem Herrn beibringen sollte den andern Morgen von wegen des Hengstes. Er wollte sich sogleich noch auf den schweren Gang vorbereiten und gleichsam einprobiren, ging zur Thür hinaus, klopfte an, trat ein, und kehrte sich an einen Besen in der Ecke, der seinen Herrn vorstellen sollte. „Guten Morgen, Hans!" „Schönen Dank, Herr!" „Was macht mein Rappe, der Hengst?" „Ach Herr, der Hengst — — —" Da blieb er in der Rede stecken, und konnte nicht weiter fahren. Er ging nochmal zur Thür hinaus, und that, wie das erstemal. „Guten Tag, Hans!" „Schönen Dank, Herr!" „Was macht mein Rappe,

der Hengst?“ „Ach, lieber Herr, der Hengst — — —“ Da blieb er wieder stecken, und die Lüge konnte ihm nicht aus dem Hals heraus, und sie fiel ihm aufs Herz, wie ein Zentnerstein. — Des andern Morgens trat er frühe ins Zimmer seines Herrn. „Guten Morgen, Hans!“ „Schönen Dank, Herr!“ „Was macht mein Hengst, der Rappe?“ „Ach, Herr, sagte Hans, der Hengst, der Rappe — — — hier stockte er; er faßte sich aber, und sprach: Der Hengst ist gestohlen, und ich habe selbst den Dieb gemacht. Nun laßt mich nur gleich aufhenken.“ Er erzählte hierauf, was vorgegangen sey, und wie ihn die Grete beschwatzt habe, die Blitzhex', und wo der Rappe stehe, nämlich im Stall seines Bruders. Der Herr freute sich über die erprobte Redlichkeit seines Knechtes, und er verzieh ihm und versprach ihm noch dazu dieselbe Belohnung, wie sein Bruder der Magd gethan. Und, setzte er hinzu, ist's dir noch Ernst mit dem Heirathen, so nimm die Grete, und führ' sie in mein Haus. So habe ich dann zu einem redlichen Knecht auch eine schlaue Dirne. Das war dem Hans recht; und so hatte denn die Redlichkeit die Wette gewonnen, und der andere, der auf Schlauheit gerechnet, hat Magd und Stute eingebüßt, und ist ihm ganz recht geschehen.

49.

Kaspar der Kutscher; oder: wie gewonnen, so zerronnen.

Kaspar, der Kutscher, trat eines Morgens in das Zimmer seines Herrn, des Grafen: und sagte: Er bitte Seine Gnaden auf ein Jahr um Urlaub. Auf die Frage des Grafen: warum und wohin? antwortete Kaspar: Ew. Gnaden müssen wissen, daß ich in der Lotterie 20,000 Gulden gewonnen habe; und da ist's mir denn in den Sinn gekommen, ich möchte auch einmal einen großen Herren spielen; und so will ich mir denn vorerst eine Kutsche kaufen mit einem paar Rappen, und einen Kutscher dingen, der mich und die Rosse bediene, und dann nacher Wien in Oestreich fahren, und dort vollauf leben, so lang der Beutel reicht. Und wenn's aus und gar ist, dann komm ich aber wieder, und werde Ew. Gnaden bitten, daß mich Ew. Gnaden wieder in Ihren Dienst an- und aufnehmen." Der Graf schüttelte verwundert den Kopf, und er wollte ihm seinen thörichten Entschluß ausreden, und ihn dazu bewegen: er sollte lieber das Geld auf Zinsen anlegen, und sich sein Leben bequemer machen,

und für sein Alter sorgen. Aber Kaspar blieb fest bei seinem Entschluß, und er sagte: „Er sey einmal lang genug auf dem Bock gesessen; er wolle es nun einmal versuchen, wie es sich sitzet in der Kutsche selbst. Und der Herr Graf soll es ihm nicht für ungut nehmen.“ Der Graf, wie er sah, daß Kaspar sich nicht anders bereden lasse, gab ihm Urlaub, und da er ihn als eine ehrliche Haut kannte, und ihn auch sonst wohl leiden mochte, so setzte er gnädig hiezu: Wenn er über Jahr und Tag wieder komme, so wolle er ihn wieder in seinen Dienst aufnehmen.

Also fuhr nach einigen Tagen Kaspar, der Kutscher, in seiner eigenen Ekipasch ab, und gen Wien zu. Als er dort angekommen, loschierte er sich in einem der vornehmsten Gasthäuser ein, wo nur Grafen und Barone und reiche Kaufleute wohnen. Da hieß es denn immer: Was schaffen Ew. Gnaden? Beliebt es Ew. Gnaden? Befehlen Ew. Gnaden! Und so meinte denn Kaspar zuletzt wirklich, er sey ein gemachter, vornehmer Herr, und er aß und trank und lebte auch, wie ein vornehmer Herr. Die Bedienten im Haus aber merkten bald, wen sie vor sich hätten, und sie mischten darnach ihr Spiel. „Seine Gnaden, sagten sie, sollten doch auch Parthien machen, Gesellschaften geben, auf gro-

großem Fuße leben.“ Das ließ sich Kaspar, der sich geschmeichelt fand, nicht zweimal sagen; und es aßen und tranken und lebten nun zwanzig Menschen, wie vornehme Herren, auf seine Kosten, in Hüll' und in Füll'. Noch war nicht ein halbes Jahr verflossen, als schon die Hälfte des gewonnenen Geldes verpraßt und verlumpt war. Das vornehme Leben war ihm ohnehin schon halb und halb verleidet, und er fing nun an, über sich und seine Lage nachzudenken, und beschloß, sich ein wenig einzuschränken, damit er nach Verlauf eines Jahrs doch noch ein kleines Sümmchen übrig behielte für seine alten Tage. Aber die lockern Gesellen hatten ihn schon zu sehr in ihrem Netze gefangen, daß er ihnen nimmer so leicht auskommen konnte; und da er selbst nicht mehr Haar lassen wollte, so sannen sie darauf, ihm auf andere Weise die Federn auszurupfen. Einmal wurden Seine Gnaden gebeten: Sie möchten dem und dem aus großer Noth helfen, und Geld borgen; was denn auch Seine Gnaden in der Milde Ihres Herzens thaten. Ein ander Mal wurden Seine Gnaden auch gelegentlich bestohlen; und da dieß Seine Gnaden gar übel aufnahmen, und Lärmen machten, und einen Bedienten gar als Dieb bezeichneten, so wurde mit einer

Injurienklage gedroht, der er ſich nur durch eine freiwillige Gabe einer nicht unbedeutenden Summe entzog. Und die Zechen ſelbſt wurden mit jedem Monate in dem Maße größer, als ſein Eſſen und Trinken und ſein Appetit geringer wurde. Endlich am Ende des eilften Monats, da er ſah, daß es mit ſeinem Gelde auf die Neige gehe, beſchloß er, Wien zu verlaſſen, und mit dem kleinen Reſte ſeines Vermögens, gemächlich, und auf Umwegen in die Heimath zurückkehren. Aber am Morgen, der zu ſeiner Abreiſe beſtimmt war, wurden ihm noch von ſeinem Kutſcher, der ein Spitzbub war und der's mit den übrigen gehalten hatte, eine Menge Scheine von angeblich nicht bezahlten Trinkgelagen außer dem Hauſe, und falſche Conto's von Sattlern, Schmieden, Schneidern, Schuſtern und Kaufleuten gebracht, ſo daß er, um dieſe Schulden zu tilgen, und um nicht, womit man ihm drohte, in Unannehmlichkeiten zu kommen, ſeine Equipage, Wagen und Roſſe, verkaufen mußte. Der Erlös war ſo gering, daß er kaum ſo viel Gulden übrig behielt, als er Tauſende gehabt hatte. Alſo trat er zu Fuß ſeine Rückreiſe an.

Nachdem er in der Stadt angekommen, wo ſein Herr, der Graf, wohnte, ging er ſogleich des andern Tags zu ihm, fröhlichen Muthes, und

in der sichern Hoffnung, daß er werde bei demselben wieder einstehen dürfen. „Da bin ich wieder, Ew. Gnaden — sagte er beim Eintritt ins Zimmer — ich, Kaspar, der Kutscher; und ich bitte nun Ew. Gnaden, daß mich Ew. Gnaden wiederum in Dienst an- und aufnehmen. Der Graf, als ein freundlicher Herr, lächelte, und sagte: Nun, Kaspar, weil Er Wort gehalten, so will ich das meine auch halten. Nun aber sage Er mir vorerst, wie ist's Ihm ergangen? und wie hat Ihm das Herrenleben gefallen?" Kaspar antwortete: Das Herrenleben, Ew. Gnaden, ist eben kein herrliches Leben. Ich hab's nun auch probirt, und es reut mich just nicht; aber zum zweiten Mal möcht' ich es nicht mehr versuchen; denn was kriegt man zuletzt davon, als Finnen im Gesicht, Säure im Magen, und einen halben Schalk im Herzen? Das wird sich aber alles wieder machen, wenn ich erst wieder in die Ordnung komme und zu den Rossen und auf den Bock." Der Graf lachte, und er sagte: Er solle nur an seine Arbeit gehen, wie vordem, und seine Sache gut verrichten. Das that er denn auch, und er blieb, bis an sein hohes Alter, wo ihm sein Herr eine gute Versorgung ausgeworfen, Kaspar der Kutscher.

50.

Die Meisterstücke.

Ein Zimmermann, ein Tischler und ein Drechsler sollten ihr Meisterstück machen. Da machte der Zimmermann ein Zimmer, das konnte sich selbst bewegen und auf- und zusammenthun, wie man es verlangte. Und der Tischler machte einen Tisch; der konnte sich auch selbst bewegen, und aus- und ineinanderschieben, wie man's wünschte. Der Drechsler endlich machte Flügel, mit denen man fliegen konnte. Und jedermann lobte die drei Meisterstücke, und man wußte nicht, welchem der Vorzug zu geben wäre. Aber kaufen konnte sie niemand; denn sie standen so hoch an Preis, daß sie nicht zu bezahlen waren.

Also zogen die Meister gen Hof, wo sie ihre Werke an den Mann zu bringen hofften. Es waren aber da drei Prinzen, Söhne des alten Königs. Diese hatten große Lust, die Stücke zu kaufen: der eine das Zimmer, denn er saß gern im Trocknen und pflegte der Ruhe; der andere den Tisch, denn er liebte das Schlemmen und Demmen mit guten Zechbrüdern; der dritte die Flügel, denn er wünschte die weite Welt zu sehen.

Es erstand nun jeder das Meisterstück, das ihm zusagte, gegen das Versprechen, er werde die Arbeit bezahlen königlich, wenn er einst König werden sollte; worauf denn die Handwerker eingegangen sind, jeder in der besten Hoffnung.

Nun hatte aber der alte König die Verordnung gemacht, daß von seinen drei Söhnen, ohne Unterschied des Alters, derjenige die Krone erhalten werde, welcher zuerst ihm eine Königstochter ins Haus brächte. Das wußten die drei Prinzen, und darum sann jeder auf Weg und Mittel, sich recht bald eine Prinzessin zu holen. Und so waren ihnen denn die kunstreichen Werke sehr willkommen. Und sie begaben sich auf die Reise, alle drei. Aber der, welcher das Zimmer gekauft hatte, stand spät auf und legte sich früh nieder, und so kam er nicht weit. Und der, welcher den Tisch hatte, hielt täglich lange Mahlzeit, so Mittags als Abends, und kam auch nicht weit. Aber der, welcher die Flügel gekauft hatte, der flog lustig fort über Felder und Wälder, weit in die Welt hinein.

Eines Tags, am späten Abend, kam er zu einem Thurm, von vielen Lichtern erleuchtet; da senkte er sich zur Erde, fragte, und hörte nun, daß hier die allerschönste Prinzessin der Welt

wohnte. Das vernahm er gern, und, da er ein offenes Fenster sah, so flog er hinein, und fiel der Prinzessin zu Füßen, und bekannte, daß er ein Prinz sey. Die Prinzessin nahm ihn freundlich auf, und war froh, einen jungen, schönen Prinzen vor sich zu sehen. Denn ihr Vater hatte sie eingesperrt, weil sie sich geweigert, einen alten König, dessen Nachbar, zum Manne zu nehmen. Es ward alsbald Abrede getroffen zur Flucht; der Prinz band sich wieder die Flügel um, und entfloh mit der Prinzessin bis in sein Land, wo er sie dem König, seinem Vater, vorstellte als seine Gemahlin. Der alte König vermachte ihm also sein Reich, und der junge König, seinem Versprechen getreu, belohnte den Drechsler königlich. Die beiden andern aber, sowohl Prinzen als Handwerker, hatten das Nachsehen. Man erzählt jedoch, es sey dem Drechsler ergangen, wie das Sprüchwort sagt: Reichthum gebiert Uebermuth, Uebermuth gebiert Armuth. Und dem Tischler und dem Zimmermann sey es ergangen, wie ein anderes Sprüchwort lautet: Ein Handwerk ist ein goldener Boden.

51.

Gevatter Tod.

Ein armer Mann hatte schon zwölf Kinder, und als ihm nun das dreizehnte geboren wurde, wußte er sich nicht mehr zu helfen, und lief in seiner Noth hinaus in den Wald. Da begegnete ihm der liebe Gott, und sagte: Ich will der Gött deines Kindes werden, und ich will einen Doctor der heiligen Schrift aus ihm machen, und er soll ein Heiliger werden im Himmel. Der Mann antwortete: Ich will dich nicht zum Götten meines Kindes; denn so müßte er ein Martyrer und Kreuzträger seyn auf Erden, sein Leben lang. Bald darauf begegnete ihm der Teufel, und sprach: Ich will dein Gevatter seyn; und ich will dein Kind zum Doctor der Rechte machen, und er soll Geld und Gut haben und alles Vergnügen auf der Welt. Der Mann versetzte: Ich will dich nicht zum Gevattermann; denn so würde mein Kind durch Unrecht ins Verderben kommen in alle Ewigkeit. Zuletzt begegnete ihm der Tod, der zu ihm sprach: Ich will der Tott deines Kindes seyn, und ich will einen Doctor der Arznei aus ihm machen, und er soll reich werden an Ehren und Würden. Der Mann sagte: Du bist

mir der rechte Gevatter, wie ich ihn wünsche; denn du machst keinen Unterschied zwischen den Menschen, und wie wir uns hier betten, so liegen wir dort, ohne dein Zuthun. — Zur festgesetzten Stunde kam auch der Tod, und hielt das Kind über die Taufe. Nachdem es groß geworden, kam er einmal wieder, und führte seinen Pathen in den Wald, und sprach zu ihm: „Jetzt will ich dich zum Doctor machen. Nun ist zwar für den Tod kein Kräutlein gewachsen, und du magst's damit halten, wie du willst. Aber dieses Zeichen geb' ich dir, und wenn du es recht gebrauchest, so wirst du zu großen Ehren und Würden gelangen, wie ich deinem Vater versprochen. Drum merke: Wenn ein Mensch, der am Sterben liegt, durch den Priester die Oelung empfängt, da bin ich auch dabei; siehst du mich nun zu den Häupten des Kranken stehen, so wird er genesen; siehst du mich aber zu den Füßen desselben stehen, so wird er sterben. So kannst du denn allzeit zum voraus sagen, ob er wieder gesund werde oder sterben müsse. Und so wird es denn nicht fehlen, daß du in den bedenklichsten Fällen zu Rathe gezogen, und um deiner Wissenschaft willen mit großen Ehren und reichlichen Geschenken wirst überhäuft werden.“ Das hat denn auch der Doctor gethan, wie ihm der Tod gerathen; und es ist so geschehen, wie ihm sein Dot

gesagt hat. Sein Ruf ging weit hinaus in die Länder; und was reich und vornehm war, ließ ihn holen, und er gewann an Gütern, Ehren und Würden so viel, daß er's kaum zu rechnen und zu schätzen wußte. Endlich aber, als er zu hohen Jahren gekommen, verfiel auch er in Krankheit. Da, wie ihm nun der Priester das Sakrament ertheilte, schaute er sich um, und er sah, daß ihm der Tod zu den Häupten stand. Also prophezeyte er den Umstehenden, daß er an der Krankheit nicht sterben werde, worüber sich alle verwunderten. Nach einem Jahre aber wurde er wiederum schwer krank, und in derselben Zeit sah er, zu seinem Schrecken, den Tod zu seinen Füßen stehen. Er faßte sich aber sogleich, und raffte seine letzten Kräfte zusammen, und legte sich verkehrt, so daß der Tod ihm nun an seinem Haupte zu stehen kam; und er wurde wiederum gesund. Nach Verlauf eines Jahres befiel ihn dieselbe Krankheit, und er lag sterbensmatt im Bette. Während nun der Priester die Gebete las, und der Kranke die Sterbkerze in der Hand hielt, da wollte immer noch kein Tod erscheinen; aber plötzlich strich ein kalter Luftzug durch das Zimmer und löschte die Kerze aus, und in demselben Augenblicke war auch der Kranke todt.

52.

Die Räthsel.

Es saßen eines Tags im Wirthshause zum goldnen Kreuz etliche Handwerksburschen an einem Tische, und zechten lustig zusammen. Da kam auch ein Schneiderlein in die Zechstube, dem man's aber ansah, daß er sein Handwerk nicht leidenschaftlich treibe, denn er hatte einen alten abgeschabten Rock an, welchen er wohl auf einem Täntelmarkt gekauft haben mochte, und die übrige Kleidung paßte ganz gut dazu. Der setzte sich ohne Umstände an den Tisch zu den Gesellen, und er langte seinen Beutel heraus, und verlangte von der Kellnerin um das Geld, das er drinnen hatte, eine Maß Bier und zwei Kreuzer Brod; thut sechs Kreuzer. Die Bursche sahen sich einander an, als wollten sie sagen: Der steht uns nicht an, und wir wollen ihn vom Tisch vertreiben. Sie verabredeten sich, und schlugen vor: „sie wollten sich der Reihe nach Räthsel aufgeben, und wessen Räthsel errathen würde, der müßte einen Zwanziger geben; wessen Räthsel aber nicht errathen würde, dem falle das eingelegte Geld zu. Und, sagten sie, wer nicht daran Theil nehme, der sey nicht ihr guter Kamerad, und müßte vom

Zechtisch weg.“ Die Schelme dachten, das Schneiderlein, in dessen Beutel es ganz helle sey, werde sich sogleich auf und davon machen. Der aber sagte: „Mir auch recht,“ und that mit einem guten Schluck den Kameraden Bescheid. Der Bruder Danziger nahm zuerst das Wort, und sagte: „Bruder Wiener, wie viel Wege gehen von andern Orten nacher Wien?“ Der Wiener antwortete: „Keiner, denn alle Wege muß man selber gehen, reiten oder fahren.“ Jener mußte einen Zwanziger in die Büchse legen. Nun fragte der Bruder Wiener den Bruder Danziger: „Wenn man zu Danzig durch das Olivaer Thor hinaus geht, was ist an der rechten Hand?“ Der Bruder Danziger sagte: „er wisse das nicht, weil er nie zu jenem Thor hinaus gekommen sey.“ Da sagte das Schneiderlein: Die fünf Finger sind an der rechten Hand; und der Wiener mußte bezahlen. Nun kam die Reihe an den Bruder Schlesinger; der sagte zum Schneider: „Weil du doch weißt, was fünf sey, so sag mir einmal: „Wenn fünf Vögel auf einem Baum sitzen, und der Jäger schießt einen herunter, wie viel bleiben?“ „Keiner, antwortete der Schneider, denn die übrigen fliegen davon.“ Der Vierte fragte: Warum schabt man den Käs? Man antwortete: Wenn er Federn hätte, so würde man ihn rupfen.

Der Fünfte fragte: welche Speise kann man nicht essen? Antwort: die Glockenspeise. Der Sechste: Was ist das Beste am Salat? Antwort: Daß er sich biegen läßt, sonst könnte man ihn nicht ins Maul schieben. Der Siebente fragte: Warum lauft der Haas über den Berg? Antwort: Wenn der Berg unten ein Loch hätte, so würde er durch das Loch laufen. Der Achte: Wer sieht mehr, der ein, oder der zwei Augen hat? Antwort: Der nur ein Auge hat; denn dieser sieht an dem andern zwei Augen, der andere aber nur eines. Der Neunte fragte: Welches ist der mittlere Buchstab im ABC? Einer, nachdem er lange nachgezählt, antwortete: Das N. Nein, sagte der Schneider, das B. Der neunte mußte bezahlen, wie die vorhergehenden. Der Zehnte fragte: Wo sind die höchsten Berge? Man sagte: Wo die tiefsten Thäler sind. Der Eilfte: Welche Kerze brennet länger, eine Wachskerze, oder eine Unschlittkerze? Die Antwort war: Keine brennt länger, sondern beide kürzer. — Jetzt kam die Reihe an den Schneider. Die Schelme hatten das Ding insgeheim unter sich abgekartet, daß sie die Bußgelder unter sich wieder vertheilen wollten, und drum haben sie sich lauter solche Räthsel aufgegeben, die der günstige Leser und jedermann weiß, der das Haus- oder Reisebüchlein

von Obilo Schreger gelesen hat. Der Schneider, dachten sie, werde sein Räthsel auch nicht weiter herholen, und, wenn sie's erriethen, hätten sie doch einen Zwanziger gefischt, der in die Zeche gehen sollte. Das Schneiderlein aber nahm, mir nichts dir nichts, die Büchse, und steckte die Zwanziger ein. „Ihr errathet es doch nicht, sagte er; und ich möchte nicht, daß ihr euch den Kopf zerbrechet." Die Gesellen aber fuhren auf, und verlangten das Geld heraus, und das Räthsel. „Nun, weil ihr denn so wollt," sagte der Schneider. „Was ist das? das erste weiß ich allein; das zweite wisset ihr, aber ich nicht; das dritte ist sowohl mir als euch unbekannt." Die Bursche dachten hin und her, aber keiner konnte es errathen. Da stand endlich das Schneiderlein auf, trank aus, und wollte mit dem Geld fortgehen. Jene sagten, sie wollten sich gefangen geben; aber er sollte ihnen das Räthsel auflösen. Der Schneider sagte, er wolle das thun, es koste aber noch einen Zwanziger, damit das Dutzend voll wäre. Aus großer Neugierde willfahrten sie ihm. Da sagte der Schneider: „Daß meine Hosen zerrissen sind, das weiß ich, aber ihr nicht." Und damit wies er ihnen das Hintertheil, und sie fanden es so, wie er gesagt. Dann nahm er den Hut ab, und sagte, als ob er betteln wolle: „Das

andere weiß ich nicht, aber ihr: ob ihr mir nämlich wollet Tuch zu einem Paar neuen Hosen verehren.“ Die Gesellen mußten nun selbst lachen; sagten aber, nein. „Und das dritte, sagte der Schneider, wissen wir alle nicht, ob, wenn ich auch Tuch dazu hätte, mein Meister sie mir umsonst wollte machen lassen.“ Und mit diesen Worten ging er, sich höflichst verbeugend, zur Thür hinaus.

53.

Ursula, oder das Weib, wie es seyn sollte.

Die Hausregeln machen noch kein gutes Hausregiment, sondern der gute Wille, der die Regeln befolgt. Ein junger Ehemann wollte seine Hausfrau also schul- und schriftgerecht machen, daß sie ihr ganzes Thun einrichten sollte nach den Lehren, die er ihr gab; und damit sie's desto besser merken könnte, schrieb er ihr alles auf, und legte ein ganzes Buch an, und setzte auf das Buch den Titel: Ursula, oder das Weib, wie es seyn sollte. Und das war gut. Die Hausfrau, um Frieden zu haben mit ihrem eigensinnigen Herrn, befolgte seine Vorschriften genau, und kochte z. B. nach dem Koch-

buch, das er ihr empfohlen hatte, und versalzte die Suppe damit, wie's drinnen stand im Buch. — Eines Tages gingen sie mit einander auf eine Kirchweih in ein Dorf zu ihren Freunden, und sie waren fröhlicher Dinge, und aßen und tranken, voraus der Mann. Der nahm ein Quärtlein oder Mäßlein Wein mehr zu sich, als er ertragen mochte, und wurde betrunken. Da sie nun heimgehen wollten, mußten sie über einen schmalen Steg gehen über ein Bächlein, und da der Steg nicht in die Kreuz und Quer lief, wie der Mann, sondern geradaus, so fiel dieser über den Steg hinab, und schrie: „Hausfrau, komm mir zu Hülf.“ Die Frau sprach: Ich will zuvor heim gehen, und will sehen, ob „Ursula, oder das Weib, wie es seyn sollte,“ dir helfen soll. Da ihm nun das Wasser in das Maul ging, so kroch er selber heraus. Und als sie heim kamen, warf er das Buch in das Feuer, und sprach zur Hausfrau, „Thu selbst, was du meinst, das recht sey.“ Und das war noch besser. Auch lebten sie von der Zeit an recht friedlich mit einander, und waren, ohne Vorschriften, Mann und Weib, wie sie seyn sollten.

54.

Eine Lection für die Weiber.

„Weib, mach' keinen solchen Staub in die Stube! Spritz erst auf, eh' du kehrst.“ So sagte der Mann. Aber: lange Röck', kurzer Sinn! Es vergingen wenige Tage, daß die Frau wieder auskehrte, ohne aufzuspritzen. Indem kam der Mann in die Stube, und, als er den großen Staub sah, schalt er die Frau ob ihrer Vergessenheit und ihres Eigensinns. Die aber sagte, kurz angebunden: Magst einstweilen spazieren gehen, bis der Staub vergeht. Der Mann ließ sich das nicht zwei Mal sagen, sondern zog seinen Feiertagsrock an, nahm Stock und Hut und ging spazieren ins Wirthshaus. Dort traf er einen guten Nachbarn, den der Rauch aus dem Hause vertrieben hatte, und sie zechten und waren guter Dinge bis in die tiefe Nacht hinein. Dieß lustige Leben setzten sie fort an dem andern Tage, und, weil aller guter Dinge drei sind, auch noch am dritten Tage bis gegen Abend; und es gesellten sich inzwischen noch andere gute Nachbarn zu ihnen, die zwar nicht Staub und Rauch, aber der Durst ins Wirthshaus getrieben hatte. — Inzwischen hatte die Frau Zeit genug gehabt, ihre Betrachtungen an-

anzustellen, und es waren sehr heilsame und fruchtbringende Betrachtungen. Denn des andern Tags spritzte sie über die Maßen auf, ehe sie auskehrte; und am dritten Tage wusch und fegte sie sogar den Boden, nachdem sie erst noch sorgfältig Tisch und Bänke abgestaubt und die Fenster gereinigt hatte. — Endlich am Abend des dritten Tages machte sich der Mann, mit seinen guten Nachbaren, auf den Weg nach Hause. Er ließ es aber auch jetzt nicht an Vorsicht fehlen, sondern klopfte vorerst an's Fenster, und als die Frau geöffnet hatte, fragte er: „Frau, ist der Staub nun vergangen? Die Frau lachte, und sagte: „Ja; aber der Besen steht noch hinter der Thür.“ Das ließ sich der Mann gefallen; und die Frau merkte sich aber ihr Theil, und kehrte seit der Zeit nicht mehr aus, ohne aufzuspritzen. — Dieß bedenket, ihr Weiber! Machet und leidet keinen Staub und Rauch im Hause, und schaffet die Männer nicht fort; denn sie bleiben ohnehin nicht gern daheim.

55.

Von einer dienstfertigen Frau.

„Mach uns ein Abendessen zurecht, für mich und meinen Freund. Aber geschwind! In einer Stunde muß es fertig seyn.“ So rief der Hausherr seiner Frau zu, im Vorbeigehen, zum Fenster hinein; und ging dann mit seinem Freunde weiter. Die Hausfrau dachte bei sich: „Heute ist mein Mann kurz angebunden. Es ist doch sonst dieß seine Art nicht. Aber weiß Gott, welche Gedanken verdrießlicher Art seinen Kopf einnehmen! Vielleicht hat er auch Mittags bei seinem Freunde ein Gläslein zu viel getrunken. Sey's, wie es will! Er soll seinen gedeckten Tisch finden.“ Und sie legte das Kind in die Wiege, und machte sich in die Küche, um ein Süpplein zu kochen und ein Pfanzel zuzubereiten, die Lieblingsspeise ihres Mannes. — Die beiden Freunde waren indessen fortgegangen, um den Verdruß zu verdauen, den sie Mittags gehabt. Der Hausherr hatte bei seinem Freunde gespeis't. Das Essen wäre gut, und der Wein nicht schlecht gewesen; aber die Frau, welcher die Einladung mißfallen, machte ein so saures Gesicht, daß alles nach Essig schmeckte, was sie aufsetzte. Darob gingen beide

verdrießlich hinweg; und unser Freund sagte: „Willst du vorlieb nehmen mit Wenigem, so speise heut Abends bei mir. Du wirst wenigstens ein fröhliches Gesicht sehen und eine freundliche Rede hören von meiner Hausfrau, so ungelegen ihr auch die Gäste kommen mögen.“ — Die festgesetzte Stunde war indessen verflossen. Die Hausfrau deckte den Tisch. Das Kind ward unruhig. Sie setzte es auf den Tisch, und gab ihm die glänzenden Löffel hin, damit es damit spielen möge. Dann ging sie wieder in die Küche, um die Suppe anzurichten. Die Männer sprachen schon vor der Hausthür. Da, wie sie nun die Suppe auftrug, und das Kind wegnahm, bemerkte sie, daß es etwas auf dem Tische hinterlassen hatte, was nicht dahin gehörte. Die Männer öffneten schon die Stubenthür, und traten ein. Sie hatte aber Geistesgegenwart genug, und setzte den Leuchter auf das Ding, und empfing die Männer mit freundlicher Gebärde. Der Hausherr fragte, mit verstelltem Ernst: Ob das Essen fertig, und ob genug da sey? Die Hausfrau sagte: Sie denke, mehr als genug. Nachdem die Suppe eingenommen war, trug sie das Pfanzel auf, die Lieblingsspeise des Mannes. Der aber schalt sie, und sagte: Das sey ein Alltagsessen, und keine Speise für einen Gast. Der Gast aber ließ sich's wohl schmecken,

mehr der freundlichen Hausfrau zu Lieb' und Ehren, als um des Hungers willen. Auch ſchmeckte das Pfanzel gut. Nachher brachte ſie Schinken, und geräucherte Zunge, und kalten Braten und Käs. Der Mann machte zu allem dem ein böſes, trutziges Geſicht, und zuletzt fragte er: ob ſie nichts weiteres mehr habe? „Ja, was willſt du denn noch mehr, Herz!" fragte die Frau. „Einen Dr . . ," ſagte der Mann. „Da haſt ihn, Schatz!" ſagte die Frau, ganz wohlgemuth, und hob den Leuchter hinweg. Die Freunde lachten hellauf, als ſie dieſe Beſcherung ſahen. „Nun mußt du mir aber ſchon das Kind halten, ſagte die Frau, damit ich das Zeug da bei Seite ſchaffen kann." Und nun erzählte ſie, wie es geſchehen ſey. Und der Hausherr erzählte ſodann auch ihr, wie er zu dem Einfall gekommen, ein Abendeſſen zu beſtellen. Und der Freund war voll des Lobes über ihre Güte und Milde und Dienſtfertigkeit. Alſo ſaßen die drei bis in die ſpäte Nacht beiſammen unter freundlichen Geſprächen. Sodann begleitete der Hausherr den Freund nach Haus. Da vernahmen ſie denn, daß deſſen Frau noch auf war, und beiſammen ſaß mit mehreren Nachbarinnen und Gevatterinnen bei Thee und Punſch und Wein; und es war ein großes Geſchwätze und Gelächter und Geſchwirre im Zimmer. Die beiden

Freunde ſchieden von einander, wobei jeder ſich ſein Theil dachte.

56.

Von der Weiber Lieb' und Treu'. Ein Schwank.

Wenn die Weiber ſich ihrer Lieb' und Treue gegen ihre Männer gar zu ſehr überheben wollen, ſo erzählt man ihnen wohl auch folgenden guten, alten Schwank: Eine Frau verlor ihren Mann durch frühen Tod. Sie hatten in großem Frieden mit einander gelebt, und nun, da er geſtorben, ſchien ihres Jammerns und Klagens kein Maß und Ende zu ſeyn. Sie wich nicht von dem Grabe weder bei Tag noch bei Nacht, und ſelbſt der Pfarrherr konnte ſie nicht ihres Leides getröſten. Nun ſtand nicht fern von dem Freythof der Galgen. Daran hatten ſie jüngſt einen gehenkt, und aus Furcht, es möchte der Leichnam von deſſen Verwandten geſtohlen werden, hatten ſie zu Nacht einen Schergenknecht hingeſtellt, daß er den Leichnam in Hut hielte. Als dieſer nun des Weibes Weinen und Wimmern vernahm, wollte er zuſehen, was das wäre; und da er die Urſache ihrer Trauer vernommen, ſo ſprach er ihr freundlichen

Troſt zu, und gemahnte ſie, des Todes zu vergeſſen und das Leben wieder lieb zu gewinnen. Das wiederholte er ſo oft, und trieb es ſo lange, bis ſie des Handels eins wurden. Inzwiſchen ward ihm der Dieb vom Galgen geſtohlen. Darüber hatte er groſſen Schrecken, denn es ſtund ihm ſein Leben darauf. Er kam eilends zur Frau, und klagte ihr ſein Leid, und bat ſie um einen treuen Rath. Die Frau ſprach: Spare deinen Kummer; ich habe einen Einfall, wie dir geholfen werden könne. Sie hieß ihn drauf den Strick vom Galgen holen; ſie ſelbſt inzwiſchen grub ihren Mann aus dem Grabe, und übergab ihn dem Schergenknecht, daß er ihn an den Galgen henken ſollte an des Diebes Statt. Der Knecht ſprach: O liebe Frau! es iſt umſonſt; denn der Dieb hatte einen kahlen Kopf. Dem iſt leicht abzuhelfen, ſagte die Frau; und ſie rupfte ihrem Mann eilends alle Haare aus, und half alſo dem Schergen ihn an den Galgen henken. Drauf nahm ſie der Knecht zur Ehe, und ließ ſie der Lieb' und Treu' genieſſen, die ſie an ihrem Herrn begangen hatte. — Dieſe Geſchichte ſteht in alten Büchern geſchrieben; und darum muß ſie wohl wahr ſeyn, ihr lieben, treuen Weiber!

57.

Das Brauttänzlein.

Zwei arme, alte Leute, Mann und Weib, arbeiteten eines Tages in ihrem Aeckerlein, das an der Straße lag. Und sie spateten und hackten von früh Morgens bis Mittag in Einem fort; und wie es Mittag war, hatten sie wohl viel Hunger, aber wenig Brod. Da sagte das Weib und seufzte: Ach Gott, was haben wir doch verschuldet, daß es uns so elend geht! Der Mann, der eines immer heitern Sinnes war, sagte: Es muß denn wohl seyn, daß wir unser Brauttänzlein zu machen vergessen haben. Was meinst, Annamarie, wenn wir es jetzt nachholten? Und er packte sogleich das Weib um die Mitte und drehte sie, und sie mußte selbst dazu lachen. Und weil es gar uneben auf dem Acker war, so gingen sie auf die Straße, und sie tanzten hier auf und ab und hin und her, bis sie endlich schwindlicht wurden und beide in den Straßengraben hinab fielen. Da lagen sie...; und der Mann lachte, und das Weib schimpfte über das tolle Brauttänzlein. Wie sie aber nun aufstanden, da bemerkte der Mann eine Geldkatze daneben liegen, und sie war auch voll von Geld. Da schrie der Mann: Juhey! als ob's auf der Hochzeit

wäre. — Jedoch bald darauf kam ein Kaufherr des Wegs, und er fragte die beiden, die nun wieder an der Arbeit waren, ob ſie keine Geldkatze gefunden hätten. Der Mann war gleich beſchlagen und ſagte: O ja! damals, als wir das Brauttänzlein gemacht haben. Hierauf ſagte der Mann: So lang iſt's nicht her, daß ich ſie verloren habe, und ging weiter. — In dem, was folgt, weichen nun die Erzähler von einander ab. Einige ſagen, die Geſchichte habe ſich in Ober-Ehrlingen zugetragen, und der arme Mann habe die Katze dem Kaufherrn zugeſtellt, wofür er denn auch ein ſchönes Geſchenk zu ſeinem Brauttänzlein erhalten habe. Andere dagegen behaupten, es ſey in Unter-Ehrlingen geſchehen, und der Mann habe das Geld behalten und die Katze obendrein. Und der günſtige Leſer mag nun glauben, was ihm das Beſte zu ſeyn dünkt.

58.

Das Bettlertestament.

Vor nicht gar langen Zeiten zogen die armen Leute Land aus, Land ein, und nährten ſich vom Bettel in unſern Tagen muß jede Gemeinde ihre Armen ſelbſt ernähren. Und dieſes iſt auch recht, wenn's nur ge-

schieht. Jene Bettlerfamilien hatten nun zwar weder Haus noch Gut, und von den Kindern hat's wohl geheißen: Der ist in Staufen geboren, und die in Vils, und das im Kempter Wald. Aber zu Haus waren sie überall in der Welt, und sie kriegten in der ganzen Christenheit zu Salz noch Schmalz, zu Brod noch Mehl; und sie mochten Tafel halten im grünen Waldrevier und unter dem blauen Himmelszelt; und Fürsten waren nicht reicher, als sie. Das bewies denn auch die Bettelmutter, des Zundlers Weib, von deren Testament die Sage geht. Als sie in Todesnöthen lag, ließ sie noch ihre acht Kinder zu sich kommen, um ihnen ihre letzte Willensmeinung zu sagen. Und sie sprach: Seyd friedlich und einig, und störet einander nicht in eurem Gewerbe. Darauf, als ob sie, wie eine Herzogin, Land und Leute vergeben und vertheilen könnte, fuhr sie fort: Du, Toni, ziehst durchs Konstanzer Thal; du, Käther, gehst ins Walser Thal; du, Jörg, bleibst im Hindelanger Thal. Und so wies sie den folgenden jedem sein Theil an; dem vierten das Rettenberger Thal, dem fünften das Oberstorfer Thal, dem sechsten den Bregenzer Wald, dem siebenten das Lechthal, dem achten den Schüttentobel. Dann, nach geschehener Austheilung, ließ sie sich von jedem die Hand reichen, zur Gewähr, daß sie ihr Testament ehren und erfüllen wollen, und ver-

schied, in der ruhigen Ueberzeugung, daß ihre Kinder alle versorgt seyen, und ihr Geschlecht fortblühen werde bis auf ewige Zeiten.

59.

Wie lustige Gesellen einen Müller foppen, und wie er's ihnen eintränkt.

Es kamen einstmals einige lustige Gesellen, die sich auf dem Wege verirrt hatten, spät Abends in einer einsam gelegenen Mühle an, wo sie um Herberg nachsuchten. Der Müller, ein leutseliger Mann, nahm sie freundlich auf, und versah sie aufs beste mit Brod, Käs und Bier genug. Also aßen und tranken sie bis in die späte Nacht hinein, und trieben dazu allerlei Kurzweil mit guten Schwänken, an denen auch der Müller großen Gefallen hatte. Da konnte es denn nicht fehlen, daß es zuletzt auch über die Müller herging, welchen freilich vieles Böse nachgesagt wird, nicht mit Unrecht. So fragte denn der erste den Müller, ob er wohl wisse, was das Beste sey in der Mühle? Der Müller antwortete: Nun ja wohl, die vollen Säcke. Nein, sagte jener, sondern daß die Säcke nicht reden können; denn —— Schon gut, sagte der Müller, ich versteh's, wo's

hinaus will. Ein zweiter fragte den Müller, ob er wisse, warum die Störche auf keiner Mühle ihr Nest bauen? Der Müller sagte: Nun ja, weil die klappernden Störche die klappernden Mühlen nicht leiden mögen. Schlecht errathen, sagte jener, sondern weil die Störche wissen, daß nicht einmal ihre Eier vor den Müllern sicher seyen. Oho! sagte der Müller und lachte, aufs Dach gehen wir doch nicht hinauf, so lang es was zu fischen gibt in der Mühle.— Ein dritter nahm das Wort und sprach: Welcher Müller versteht am besten sein Handwerk? Der Müller sagte: Wohl derjenige, der aus dem wenigsten Korn das meiste Mehl macht. Mit nichten, sagte jener, sondern der das Korn und das Mehl so fein mahlt, daß die Leute kaum wieder die Säcke finden. — Der vierte sagte: Ich verstehe auch etwas vom Handwerk, und habe oft auf der Mühle zugeschaut, wie's da zugeht. Wenn man das erste Wasser in der Mühle anläßt, so geht sie anfangs gar langsam, und sagt gleichsam: Es ist ein Dieb da, es ist ein Dieb da. Wenn man das zweite laufen läßt, so geht sie schon etwas geschwinder, und spricht gleichsam: Wer ist er? wer ist er? Endlich, wenn das dritte Wasser dazu kommt, so geht sie gar geschwind, und antwortet: Der Müller, der Müller, der Müller. — Es sagte drauf der fünfte: Wenn denn alle

Müller Diebe ſind, wie kommt es denn, daß man ſie nicht alle aufhenkt, gleich andern Dieben? Narr, ſagte der ſechste, da würde ja das ganze Handwerk in Abgang kommen, und man kann es doch nicht miſſen. Zuletzt langte der ſiebente ſeine Fiedel hervor, und ſprach: „Ich will dem Müller lieber eins aufgeigen,“ und er ſang:

Müller, Müller, Metzendieb,
Haſt die jungen Mädle lieb,
Eile, Müller, ſchütte drauf,
Gib der Mühle ſchnellen Lauf,
Nimm fein recht das Beutelgeld,
Daß kein Heller neben fällt.

So ging's denn fort, und die Geſellen hatten ihr Geſpött mit dem Müller, und der Müller machte auch kein ſchiefes Maul dazu. Er dachte aber bei ſich: Wartet, ich will's euch ſchon eintränken. — Als ſie nun ſchlafen gehen wollten, ſprach der Müller: Er habe nur eine einzige Kammer leer, unter dem Taubenſchlag droben, und zu der müſſe man auf ſchlechter Stiege unter freiem Himmel hinauf ſteigen. Den Geſellen war das gleichviel. Und ſie brachen auf, und ſtiegen die Staffeln hinan, und ſie merkten wohl, daß ſie ſteil und ſchlecht ſeyen zum Halsbrechen. Und als ſie nun alle auf der Stiege ſtanden — es war aber das große Waſſerrad — ſo zog der Müller unverſehens den Schluß auf, und,

hopps! purzelte einer nach dem andern in den Gumpen hinab, wie Frösche, und sie zwatzelten und plätscherten drinn herum, wie Pudelhunde, die das Schwimmen lernen. Ersoffen ist jedoch keiner, und das kalte Bad hat ihnen weiter auch nicht geschadet. Der Müller sagte: Es thue ihm leid, daß die Stiege eingebrochen, und sie müßten nun schon in der Stube vorlieb nehmen. Das thaten sie denn auch, und sie schliefen gar wohl. — Des andern Tags sahen sie nun freilich, was das für eine Bewandtniß gehabt habe mit der Stiege; und der Müller lachte sie brav aus, und sagte: Da habt ihr nun ein Stücklein mehr zu erzählen von den Müllern. Der Fiedler aber stimmte seine Geige, und spielte ihnen was auf, und sang:

Die Mühlen die klappen,
Die Knappen die schnappen,
Die Beutel die strotzen,
Die Müller die trotzen —

und so weiter. —

Als sie endlich aufbrechen wollten, und nach der Zeche fragten, sagte der Müller: Sie hätten dieselbe schon gestern bezahlt; sie sollten nur damit vorlieb, und nichts für ungut nehmen. Also sind sie als gute Freunde von einander gegangen.

60.

Ei, so lüg'!

Die Nachbarn saßen Sonntags Abend im Wirthshause beisammen, und der Schmied, der die letzten Kriege mitgemacht hatte, erzählte ihnen Langes und Breites von seinen Feldzügen, und sie hörten ihm gern zu, obgleich er mitunter log, daß die Balken hätten krachen mögen; denn es war ihnen etwas Neues. Unter andern erzählte er ihnen ein Stücklein aus dem Feldzug in Rußland. „Eines Tags, sagte er, mußte ich weit über Feld reiten, um zu sehen, wo die feindlichen Posten stünden. Es hatte unmenschlich geschneit, und ich fiel oft so tief hinein, daß ich mit genauer Noth die Ohren meines Pferdes aus dem Schnee hervorgucken sah. Endlich komme ich an eine finstere Höhle. Ich konnte nicht rechts, nicht links ausweichen; ich mußte hinein. Ich reite in der Finsterniß fort, eine, zwei, ich reite sechs Stunden. Nun wird's wieder hell. Ich komme heraus, und sehe nun, daß ich in einem Fluß geritten bin, in dem aber kein Tropfen Wasser mehr war. Der Frost hatte das Wasser in die Höhe gehoben, und das war über mir zu einer dicken Eisdecke zusammen gefroren." Ei, so lüg!" riefen die Nachbarn alle, bis auf den Ammann.

„Nun, sagte dieser, ich möchte es doch nicht sogleich für gelogen halten, weil oft eine Erzählung klingt wie eine Lüge, und ist doch keine.“ „Gib ein Exempel, Alter!“ riefen die Bauern. „Das will ich thun. Ihr kennt doch alle den Gemeind-Backofen unten am Dorf? Es werden nunmehr fünf Jahr seyn, daß nicht mehr darin gebacken wird, weil der hintere Theil ziemlich zusammen gefallen ist. Es ist Jammerschade, daß ihn die Gemeinde nicht wieder bestellen läßt. Wie ich noch ein kleiner Bub war, spielten wir immer Versteckens in dem Backofenhaus. Fünf Jahre, sage ich, sind's, seit er nicht mehr geheizt war. Gestern will ich daran vorbei, bleibe stehen, und habe so meine wehmüthigen Gedanken über das Zusammenfallen aller menschlichen Dinge und Backöfen. Ich weiß nicht warum, ich greife in Gedanken in die Oeffnung des Ofens, und — ihr mögt's glauben, oder nicht — es brennt mich an die Finger.“ „Ei, so lüg!“ riefen die Nachbarn alle, bis auf den Schulmeister.

„Nun, nun, da könnte ich euch doch was Aehnliches aus meiner Praxis erzählen,“ sagte der Bader. „Eine kranke Frau war unwissenden Quacksalbern in die Hände gefallen, die ihr Theriak und andern Quark in Menge eingaben. Die Frau wurde immer kränker, und beschloß, nun keinen Tropfen mehr zu ge-

brauchen. Fünf Jahre, eben so lange, als der Backofen nicht mehr geheizt worden, hielt sie Wort, und keine Arznei kam in dieser Zeit mehr über ihre Zunge. Da sie aber immer elender wurde, so ließ sie mich endlich rufen. Ich merkte gleich, wo der Hund begraben liege. Die falschen Mittel müssen erst alle wieder heraus, dachte ich, und gab ihr ein tüchtiges Brechpulver. Was geschieht? Die Frau erbricht sich fürchterlich, und gibt den Theriak und den andern Quark wieder von sich, und wird von der Stunde an frisch und gesund.“ „Ei, so lüg, ei so lüg!“ riefen die Nachbarn alle, sammt dem Ammann und dem Schulmeister.

„Hör, Nachbar Bader, sagte der Schulmeister, an dir ist man das Aufschneiden gewohnt, und setz dich nur sogleich zu dem hin, der sechs Stunden unter dem Eis fortgeritten ist. Aber du, Ammann, wie ist's mit deinem Backofen? Du hast gesagt: deine Erzählung würde wie eine Lüge klingen, und wäre doch keine. Hat es dich wirklich nach fünf Jahren an die Finger gebrannt? „Wie ich euch gesagt; es hat mich wahrlich an die Finger gebrannt. — — Es sind Brennesseln im Backofen gewachsen.“

III.

Abenteuer der sieben Schwaben.

Digitized by Google

Wie die sieben Schwaben nach Augsburg kommen, und sich allda Waffen holen.

Als man zählte nach Christi Geburt eintausend und etliche hundert Jahr, da begab sich's, daß die sieben Schwaben in die weltberühmte Stadt Augsburg einzogen; und sie gingen sogleich zu dem geschicktesten Meister allda, um sich Waffen machen zu lassen; denn sie gedachten das Ungeheuer zu erlegen, welches zur selbigen Zeit in der Gegend des Bodensee's übel hauf'te, und das ganze Schwabenland in Furcht und Schrecken setzte. Der Meister führte sie in seine Waffenkammer, wo sich jeder einen Spieß oder sonst was auswählen könnte, was ihm anstand. Bygost! sagte der Allgäuer, sind das auch Spieße? So einer wär mir just recht zu einem Zahnstürer. Meister, nehmt für mich nur gleich einen Wiesbaum von sieben Mannslängen. Potz Blitz, sagte der Blitzschwab, Allgäuer, progle dich nicht allzusehr. Der Allgäuer sah den mit grimmigen Augen an, als wollte er ihn

damit durchbohren. Eigentlich haſt du Recht, Männle! ſagte der Blitzſchwab und ſtreichelte ihm den Kautzen; und ich merke deine Meinung, ſagte er: Wie alle Sieben für Einen, ſo für alle Sieben nur Einen. Der Allgäuer verſtand ihn nicht, ſagte aber: Ja; und den andern war's auch recht. Und ſo ward denn ein Spieß von ſieben Mannslängen beſtellt, und in einer Stunde war er fertig. — Ehe ſie aber die Werkſtatt verließen, kaufte ſich jeder noch etwas Apartes, der Knöpfleſchwab einen Bratſpieß, der Allgäuer einen Sturmhut mit einer Feder drauf, der Gelbfüßler Sporen für ſeine Stiefel — ſie ſeyen nicht nur gut zum Reiten, ſagte er, ſondern auch zum Hintenausſchlagen. — Der Seehaas aber wählte einen Harniſch, ſagend: Vorſicht ſey zu allen Dingen nütz; des Guten könne man nicht zu viel thun; und nutze es nichts, ſo ſchade es auch nichts. Der Spiegelſchwab gab ihm Recht, und ſagte: Auch er wolle einen tragen, aber nicht vorn auf der Bruſt, ſondern hinten auf dem Hintern. Der Seehaas meinte, der Geſelle wolle ihn foppen; jener aber ſagte: Merk's: Hab' ich Muth und geh' ich vorwärts, ſo brauch' ich keinen Harniſch; geht's aber rückwärts, und fällt mir der Muth anderswohin, ſo iſt dann der Harniſch am rechten Platz. Und ſo ließ er ſich denn den Harniſch zurecht machen, der,

recht zu ſagen, ein Balbiersbecken war aus der Rumpelkammer des Meiſters. Und nachdem die ſieben Schwaben, wie ehrliche Leute, alles richtig bis auf Heller und Pfenning bezahlt, auch als gute Chriſten bei St. Ulrich eine heilige Meſſe gehört, und zuletzt noch beim Metzger am Göggінger Thor gute Augsburger Würſte eingekauft hatten, ſo zogen ſie zum Thor hinaus und ihres Weges weiter.

Wie die ſieben Schwaben weiter ziehen, und welchen Weg ſie einſchlagen.

Der Allgäuer, der an der Spitze ging, ſtimmte ſein Poſthörnle an und blies ein Trompeterſtückle; hinter ihm kam der Seehaas und dann der Neſtelſchwab, der ihm ſeinen Bünkel auf dem Buckel trug; drauf folgte der Blitzſchwab, der ſang: Es geht ein Butzemann im Reich herum, Didum, Bidi, Bum. Dann kam der Spiegelſchwab, und ganz hintennach grattelte und pfnauſ'te der Knöpfleſchwab mit ſeinen Häfen und Pfannen. Und ſie trugen zuſammen, Mann für Mann, den Spieß, und ſahen ſchier aus, wie ein Widle geſpießter Lerchen. — Sie waren aber ſchon eine ziemliche Weile gegangen, da fiel's ihnen erſt ein, zu überlegen, welchen Weg ſie einſchlagen

ſollten nach dem Bodenſee, wo das Ungeheuer hauſ'te, das zu erlegen war. Der Allgäuer meinte, ſie ſollten der Wertach nachgehen, dann kämen ſie ans Gebirg, und dann könnten ſie nimmer fehlen. Der Gelbfüßler aber ſagte: Ueber das Gebirg ſey es ein Umweg; ſie ſollten ihm folgen bis an den Neckar; der Neckar fließe in den Rhein, und der Rhein in den Bodenſee. Potz Blitz! ſagte der Blitzſchwab, ein braver Mann geht gradaus. Und die andern lobten ihn deßhalb, und ſie beſchloſſen, gradaus zu gehen, zwiſchen Göggingen und Pferſen durch, und weiter. Und ſo wateten ſie denn durch die Wertach, weil die Brücke abſeiten lag, und gingen weiter über Stock und Stein, über Wieſen und Felder, durch Wüſten und Wälder, Berg auf Berg ab, bis ſie an Ort und Stelle kamen.

Wie die ſieben Schwaben von einer Zigeunerin ſich wahrſagen laſſen.

Die ſieben Schwaben hatten aber auf dem Wege dahin noch viele Abenteuer zu beſtehen, woran ſicher die Zigeunerin ſchuld war, die alte Hex'. Die ſaß nämlich außerhalb Kriegshaber an einer Staude am Weg, und kochte ein wunderliches Zeug durch ein-

ander. — Knöpfle sind's einmal nicht, sagte der Knöpfleschwab, als er in den Kessel hinein guckte; und der Blitzschwab meinte gar, er sehe auf der schwarzbraunen Brüh statt Pfeffer und Schmalz Mausdreck und Krötenaugen schwimmen, so daß es ihm fast den Magen im Leibe umkehrte. Der Spiegelschwab aber ging auf die Zigeunerin zu, und sagte: Alte Trampel! du mußt mir wahrsagen. Die besah ihm die Hand, und sagte:

Wer Weiberjoch auf sich muß tragen,
Hat wohl von großer Noth zu sagen.

Die Blitzhex redet wahr, sagte der Spiegelschwab, und schob den Gelbfüßler hin. Dem lugte sie auch in die Hand, und sagte:

Einem, der ist überwannt,
Dem ist das Fliehen keine Schand'.

Die stichelt auf meine Stiefele, dachte er, und sie weiß, daß ich laufen kann. Da die beiden Gesellen mit der Wahrsagerin zufrieden zu seyn schienen, so folgten auch die andern. Und zum Seehaasen sagte sie:

Ein Ding man leget manchem vor,
Wenn man es thät, der wär ein Thor.

Zum Knöpfleschwaben sagte sie:

Was man erspart an seinem Mund,
Das frißt die Katze oder Hund.

Zum Nestelschwaben sagte sie:

Den Esel kennt man an den Ohren,
An der Red' Weise und Thoren.

Zum Allgäuer sagte sie:

Der Wagen wird nicht wohl geführt,
Wenn Ochsen ungleich angeschirrt.

Bygost! sagte der Allgäuer, das hab' ich selber schon oft erfahren, wenn ich hab' Mist ausgeführt. Die Hex' sieht einem, wägerle! durch das Herz. Der Blitzschwab aber, der tiefer in den Hafen geguckt, wollte mit der Heidin nichts zu schaffen haben, sondern stieß ihr vielmehr den Kessel um und ins Feuer, so daß dieses mit Prasseln auseinander gefahren und ausgeloschen ist. Die Zigeunerin aber, voller Zorn, rief ihm mit schätternder Stimme nach:

Jungfrau Lieb' ist fahrend Hab',
Heut „Herzliebster," morgen „Schabab."

Und so konnten denn die sieben Schwaben ihrem Schicksal nicht entgehen.

In diesen und den andern Kapiteln wird erzählt, was sich vor der Hand mit den sieben Schwaben zugetragen hat.

Es ist aber an der Zeit, daß ich dich, günstiger Leser! mit den Helden dieser Geschichte näher bekannt mache, und was dir sonst zu wissen nöthig ist, aufrichtig erzähle. Vernimm also, daß der Seehaas ausgegangen ist——— Du mußt aber wissen, daß dieß ein Schimpfname für ihn geworden seit der Zeit, als die sieben Schwaben ihr Abenteuer gehabt, von welchem du, wenn du Geduld hast, am Ende hören wirst; er ist aber zu Ueberlingen am Bodensee zuerst Eschhay, dann Bannwart gewesen. Der traf unweit Freiburg im Breisgau den Nestelschwaben an, hinter einem Zaun, wo er etwas zu thun hatte, was der so eben gethan hatte. Und sie machten sogleich Bekanntschaft, wie ehrliche Schwaben zu thun pflegen. Der Seehaas fragte ihn, was er für ein Landsmann sey. Jener sagte, er sey kein Landsmann, sondern nur ein Menbub bei jenem Bauern, der dort den Acker pflüge. Da merkte der Seehaas sogleich, mit wem er's zu thun habe; und so ein Dummrian war ihm gerad recht. Er that ihm daher den Vorschlag, er solle mit ihm kommen als sein Knecht, der ihm den Bünkel trage; und wenn er etwas erzähle,

so solle er nichts sagen, als daß es wahr sey. Jener sagte, er wisse aber nicht, was wahr sey oder nicht wahr. Drauf der Seehaas: Merk, Bauernlümmel, Hott bedeutet wahr, Hüst nicht wahr. So verstehe er's, sagte jener, und er wolle mit ihm gehen und ihm um einen Batzen Wochenlohn seinen Bünkel tragen durch die ganze Welt und weiter. — Und die Geschichte weiß noch bis heutig's Tags nicht anzugeben, was dieser Mensch für ein Landsmann gewesen, ob ein Schwab oder ein Schweizer oder ein Pfälzer, oder sonst einer aus dem deutschen Reich; denn er redete in allen Landssprachen, und in keiner recht. Er wird aber der Nestelschwab darum genannt, weil er, statt der Knöpfe, Nesteln hatte an Janker und Hosen; und da die meiste Zeit eine und die andere zerrissen war, besonders an den Hosen, so mußte er immer nachhelfen mit der einen Hand, was ihm dann so sehr zur Gewohnheit geworden, daß er auch dann so that, wann er nicht also hätte thun dürfen. Beide zogen aber weiter, und kamen zum Gelbfüßler, der in Bopfingen ansässig war.

Vom Gelbfüßler, und was sich weiter begeben.

Man erzählt, daß als die von Bopfingen ihrem Herzog die jährliche Abgabe, die in Eiern bestanden, einstmals geben wollten, hätten sie die Eier in einen Krättenwagen gethan, und damit recht viele hinein gingen, mit den Füßen eingetreten, was denn ihrer Ehrlichkeit keine Schande macht. — Daher haben sie denn alle, die aus jener Gegend sind, in böser Leute Mund den Namen Gelbfüßler erhalten. Zu einem von diesen, der Bopfinger Bot war, kam nun der Seehaas, und erzählte ihm: Wie daß in dem großen Wald am Bodensee ein fürchterliches Thier hause, welches Land und Leuten großen Schaden thue. Beschreiben könne er es ihm gar nicht; aber es sey so groß wie eine wilde Katz, doch weit scheußlicher und grauerlicher anzusehen; und Augen habe es im Kopf, so groß, wie Goldgulden, die funkelten nicht anders, als wie das hölliſche Feuer; und Ohren habe es —— Nicht wahr, Landsmann? Hüst! sagte der Nestelschwab. Hott! sagte der Seehaas. 's ist wägerle wahr, sagte der Nestelschwab. Und jener fuhr fort: Er beschwöre daher den Landsmann um des gemeinen Besten willen, er möge ihm zu Rath und That seyn, und ihm getreuliche Gespanen zu werben suchen

aus allen ſchwäbiſchen Gauen.“ Der Gelbfüßler ſagte: „Fechten könne er zwar nicht; aber ſey's mit dem Laufen gethan, ſo könne er den Teufel auf dem freien Feld fangen.“ Da der Seehaas ſagte, ſo einen Mann könne er brauchen, ſo ſchlug der Gelbfüßler ein, und ſagte: „Er müſſe nur noch ſeine Stiefele anziehn, und ſein Ränzle packen.“ Als dieß geſchehen, ſo zogen ſie weiter. Anfangs waren ſie uneins, wohin ſie ſich wenden ſollten, ob gegen das Ries oder die Donau. Im Ries, ſagte der Gelbfüßler, gebe es wohl viele Gänſe, hab' er gehört, aber er wiſſe nicht, ob es auch Menſchen dort gebe. Der Seehaas aber meinte: „Das Sehen koſte nichts; und erfahren wir's nicht neu, ſagte er, ſo erfahren wir's doch alt.“ Und damit gingen ſie nach dem Ries.

Vom Knöpfleſchwaben, und was ſich weiter zugetragen.

In dem geſegneten Schwabenland, beſonders in jener Gegend, wovon ſo eben Meldung geſchehen, beſteht die löbliche Gewohnheit, daß man täglichs Tags fünf Mal ißt, und zwar fünf Mal Suppe, und zwei Mal dazu Knöpfle oder Spätzle, daher denn die Leute dort in der Umgegend auch Suppen-

oder Knöpfleschwaben genannt werden; und man sagt, daß sie zwei Mägen hätten, aber kein Herz. — Der Seehaas brachte also seine Werbung an, und sagte: „Wie daß in dem großen Wald am Bodensee ein fürchterliches Thier hause, welches Land und Leuten großen Schaden thäte. Augen habe es im Kopf, feurige, die so groß wären, wie ein Salzbüchsle.“ „Hott!“ sagte der Nestelschwab; aber der Gelbfüßler stieß dem Seehaasen in die Rippen, vermeinend, er solle nicht so lügen. Der aber ließ sich nicht irr machen, sondern fuhr fort zu erzählen: „Das Ungeheuer wachse zusehends, je länger man es anluge, und werde so groß, wie ein Pudelhund. Er bitte ihn also um der Landsmannschaft willen, er möchte ihm zu Rath und That seyn, und ihm beihelfen tüchtige Gesellen zu werben.“ Der Knöpfleschwab sagte: „Fechten sey zwar seine Leidenschaft nicht; aber wenn sie einen brauchten, um ihnen Knöpfle zu kochen, so gehe er mit los auf das Abenteuer.“ Als sie Handels eins wurden, packte der Knöpfleschwab Häfen und Pfannen auf, und zog mit ihnen weiter. Und sie wendeten sich nun nach dem Lechfeld zum Blitzschwaben, den sie zu Meitingen im Wirthshaus bei einem Mäßle weißen Gerstenbiers trafen.

Vom Blitzschwaben, und was sich sonst ereignet.

Nachdem sich die Landsleute das „G'segn' Gott!" und „Dank Gott!" zugetrunken hatten, fing der Seehaas an zu erzählen, sagend: Wie daß in dem großen Wald am Bodensee ein fürchterliches Thier hause, welches Land und Leuten großen Schaden thäte. Es sey so groß wie ein Mastochs, und habe Augen im Kopf wie die Mondscheibe; und das Thier wachse zusehends, je länger man es anluge." „Potz Blitz, sagte der Blitzschwab, das möcht' ich einmal sehen; ich ließe mir, beim Teufel! einen Dreibätzner kosten." Der Seehaas sagte: „Er könne es umsonst sehen, er solle nur mitkommen, und ihm und seinen Gesellen zu Rath und That stehen beim Abenteuer." Darauf der Blitzschwab: „Fechten sey zwar sein Handwerk nicht, aber schimpfen könne er, wie ein Rohrspatz, und fluchen, wie ein Heid." Der Seehaas meinte, man wisse nicht, wozu ein Ding gut seyn könne, und er solle nur mitkommen. Jener schlug ein, nachdem er noch ein Kännle Branntwein zu sich genommen, um, wie er sagte, die Magenwinde zu vertheilen, die das vermaledeite Bier mache. Dabei sang er — denn er war ein lustiger Vogel, was man ihm sogleich abmerkte — das Liedlein:

Wo soll ich mich hinkehren,
Ich dummes Brüderlein,
Wie soll ich mich ernähren,
Mein Gut ist viel zu klein;

Wie wir ein Wesen han,
So muß ich bald daran,
Was ich heut soll verzehren,
Ist gestern schon gethan.

Und drauf zogen die Gesellen weiter, und kamen zum Spiegelschwaben, der in Memmingen zu Haus war.

Vom Spiegelschwaben und dem Allgäuer, und was ferner geschehen.

Zu derselbigen Zeit waren die Fazinetle noch nicht im Brauch, und daher schlenzten einige das Ding gleich von sich weg, was jetzt die vornehmen Leute in den Sack stecken; andere schmierten es unter die Uechse oder zwischen die Grattel, wo es sich wieder von selbst abwetzte; andere dagegen, wie der Spiegelschwab, putzten es an den Vorderärmel, wo es sich zum Spiegel ansetzte, und beim Sonnenschein glitzte. Zu diesem kam der Seehaas mit seinen Gespanen, und stellte ihm das Anliegen vor, erzählend, „wie daß am See droben ein Ungeheuer hause, so groß wie ein Trampelthier, mit Augen, wie Mühlsteine;

und er bitte daher, er möge um des gemeinten Besten willen zu Rath und That stehen.“ Der Spiegelschwab sagte: „Rath könne er geben, aber mit der That sehe es schlecht aus, indem er nicht einmal sein Weib meistern könne, die freilich sieben Häute habe, wie ein Memminger Zwiefel.“ (Und hat also die Zigeunerin Recht gehabt.) „Er wisse aber einen, der es mit dem Teufel selbst aufnehme: das sey der Allgäuer. — Zu dem gingen sie nun miteinander, und der war gleich bereit, obwohl der Seehaas ihm das Ungeheuer noch viel schrecklicher vorstellte, als den andern, indem er sagte: „Es sey so groß wie ein Haus, und habe Augen im Kopf, wie Mühlräder, die im Um- und Umgehen Feuer auswürfen.“ — „Bygost! sagte der Allgäuer, es wird halt dennest nur ein Vieh seyn; und der Mensch ist stärker mit Gottes Hülfe, als alles Gethier auf Erden.“ „Ja, sagte der Seehaas, und es geht ein Sprüchwort: „Gott verläßt keinen ehrlichen Schwaben nicht.“ Durch diese Reden bekamen die übrigen noch einmal so viel Muth, und sie gaben sich alle getreulich die Hand, daß sie einander beistehen wollten als Freunde und Landsleute in allen Gefahren und Nöthen Leibs und der Seele. Und so beschlossen denn die sieben Schwaben mit einander zuerst nach Augsburg zu gehen, wie schon oben erzählt

zählt worden, um, wie es tapfern Christenmenschen geziemt, sich vor allem mit Streitzeug zu versehen.

Wie die sieben Schwaben auf einen Bären stoßen, und was sie dazu sagen.

Wir wollen aber die sieben Schwaben auf ihrem Weg einholen, und da treffen wir sie, vier bis fünf Stunden außer Augsburg, in einem Hohlweg, den sie eben durchziehen. Und sieh da! ein großmächtiger Bär liegt da am Weg, und der Allgäuer bemerkt ihn nicht eher, bis er fast mit der Nase auf ihn fällt. Der schreit, was er kann: „Ein Bär! ein Bär!“ und stößt den Spieß aus Leibeskräften gegen das Thier. Doch das rührte sich nicht mehr, denn es war maustodt. Drob erfreut, schaut der Allgäuer um, und sieht die Gesellen alle auf dem Boden liegen, und, vermeinend, sie seyen auch todt, und er habe sie hinterrucks mit dem Spieß erstochen, fing er laut an zu lamentiren. Die aber waren, man weiß nicht, ob aus Schrecken, oder weil sie den Spieß zu fest gehalten, zu Boden gefallen; und, als sie hörten, daß der Bär todt sey, standen sie frisch und gesund wieder auf, und stellten sich um den Bären herum, und der eine rupfte ihn beim Pelz, und der andere steckte gar seine Hand in den

Rachen, und kein einziger fürchtete sich mehr vor ihm. Und als sie den Bären näher untersuchten und kein Loch an ihm fanden, als das, was er schon bei seinen Lebzeiten gehabt, so merkten sie wohl, daß er nicht erstochen sey, sondern verreckt; und der Spiegelschwab warf die Frage auf: woran er wohl gestorben seyn mag. Der Knöpfleschwab sagte: „woran denn sonst als am Hunger.“ „Nein, sagte der Gelbfüßler, aus Kälte.“ Und so hatte denn jeder seine aparte Meinung, wie die Schildbürger ob des todten Wolfes. Errathen aber hat's wohl nur der Spiegelschwab, der pfiffigste unter ihnen, welcher sagte: „er sey, wo nicht an Wehtagen, doch am Tod gestorben.“ Hierauf hielten sie Rath, was sie mit dem Luder anfangen wollten, und nach langem Hin- und Herreden beschlossen sie, ihm die Haut abzuziehen; die sollte einst demjenigen zu Theil werden, der sich beim Abenteuer am männlichsten halten werde. Das Aas wollten sie liegen lassen. „So mögen ihn die Schafe fressen, wie er zuvor die Schafe gefressen,“ sagte einer, ich weiß nicht mehr, was für einer.

Wie die sieben Schwaben in den Stauden stecken bleiben.

Als die sieben Schwaben tiefer in die Stauden kamen, blieben sie darin stecken. Der Wald wurde nämlich immer dichter und dichter; und einstmals, als der Allgäuer vor einem Baum stand, sagte er: „Bygost! durch muß ich;“ und druckte und beugte den Spieß so gewaltig seitwärts, daß der Knöpfleschwab zwischen einem Baum und dem Spieß eingeklemmt wurde, und sie alle weder vor- noch rückwärts konnten. Und ist also wahr geworden, was die Zigeunerin prophezeit hatte: „Der Wagen wird nicht wohl geführt, wenn ungleich Ochsen angeschirrt.“ Die Gesellen wollten zwar ihren Kumpan wieder losmachen; da sie aber aus allzugroßem Eifer an dem Leichnam zogen, der eine nach oben, der andere nach unten, und links und rechts zu gleicher Zeit, so ging eben das Ding nicht vorwärts, und sie hätten ihn fast geviertheilt. Endlich besann sich der Allgäuer, und rief: „Bygost! ich müßte des Teufels seyn, wenn mir Gott nicht hülfe!“ Und er sagte: „Hy Ochs!“ und packte den Baum, der den armen Schächer einzwängte, und riß ihn mit Einem Riß, daß es krachte, wurzelaus, so daß der Knöpfleschwab, halb entseelt, losschnellte, und hin-

pflumfte, als wär er in den Boden eingerammelt. Da bekamen die Gesellen erst rechten Respekt vor dem Allgäuer, den sie sonst für tappet und talket halten mochten. Und der günstige Leser, welcher das Stücklein nicht glauben will, kann selbst nachsehen auf dem Platz, wo der Baum noch liegt bis auf den heutigen Tag.

Wie die sieben Schwaben einem Mägdlein begegnen, und wie der Blitzschwab von ihr auf die Kirbe*) geladen wird.

In der Gegend von Schwabeck begegnete den sieben Schwaben auf dem Feld eine schöne Bauerntochter, die ihnen allen sogleich ins Aug' stach, dem Blitzschwaben aber am meisten. Das Töchterle sagte züchtiglich und andächtiglich: „Gelobt sey Jesus Christus'" und sie antworteten allesammt: „In Ewigkeit, Amen." Wie man denn zur selbigen Zeit in ganz Schwabenland nichts als gute Christenmenschen antraf, und noch keine Freimaurer, wovon nun alle Stauden voll stecken, wie in der ganzen übrigen Welt. „Potz Blitz! sagte der Blitzschwab; das Mädle muß ich stellen und anreden."

*) Kirbe, verderbt aus Kirchweih; wie Kirte aus Kirchtag, Kirmes aus Kirchmesse.

Und er ging auf sie zu, und fragte sie: wie sie heiße? Sie antwortete: „Käther, und sie sey aus der Grafschaft Schwabeck.“ Und dabei lugte sie ihm freundlich ins Gesicht; denn der Blitzschwab war kein unübler Kerl. Der fragte: „ob sie ihn nicht heuren möchte?“ Das Mädle lachte, und sagte: „Ja, wenn einmal die Mannsleute so fäsig wären, wie die Pfeffernüsse.“ Jener sagte: „Sie sollte ihm nur gleich ein Schmätzle geben statt dem Dranggeld.“ Die Jungfer aber sagte: „Eine Ohrfeige sey ihr feil, aber kein Kuß.“ Mein Schwab merkte wohl, daß das nicht ihr Ernst sey, und er nahm sie bei der Hand, was jene zuließ, und er fragte, „ob er denn gar keine Hoffnung habe, wenn er wieder käme?“ und er schmeichelte ihr und streichelte sie, und nannte sie Schatzhauser, und Herzkäferle, und Skapulierläusle, und schwätzte allerhand närrisches Zeug, wie denn verliebte Leute zu thun pflegen. Das Mädle hatte aber endlich genug, und sie sagte: „Er soll ihr auf die Kirbe kommen,“ und ging fort, lugte aber nochmal um, und sagte: „Nichts für ungut.“ Und so wurde denn der Blitzschwab brav heimgeschickt, und es war zwar grob, was sie gesagt, aber gut. Und die Gesellen stimmten darin alle überein, daß sie eine wunderschöne Tochter sey, wie es denn die schwäbischen Mädle alle sind, ausgenommen die wil-

sten. Der Allgäuer selbst sagte: „Bygost! wenn die Föhl aus dem Allgäu wäre, ich wüßt nicht, was ich thät.“ Dem Blitzschwaben aber wollte seit der Zeit die Käther aus der Grafschaft Schwabeck nicht mehr aus dem Kopf, und er nahm sich festiglich vor, er wolle ihr auf die Kirbe kommen.

Wart e bissele,
Beit e bissele,
Sitz e bissele nieder,
Und wenn du e bissele g'sessen bist,
So komm und sag's dann wieder.

Wie die sieben Schwaben einem Bayern begegnen, und wie sie ihn heimschicken.

Außerhalb Mindelheim — das Nest ließen sie abseiten liegen, fürchtend, die Mindelheimer möchten Furcht vor ihnen bekommen, wie vor dem feindlichen Reiter, der ganz allein ihre Stadt eingenommen — bei Aurbach begegnete ihnen ein Bayer, dem sie's sogleich an seinem Häs ansahen, was er für ein Landsmann sey. Er war ein Bräu aus München, und hatte Säu ins Reich getrieben, und dafür Hopfen eingehandelt in Memmingen. Der blieb am Weg stehen, und ließ die Spießmänner an sich vorbei gehen, und hatte Lust, sie auszulachen. Der Blitzschwab fragte ihn: „Was er so luge? ob er nie

einen Schwaben gesehen habe?“ „O ja, sagte der Bayer, bei mir daheim in der Kuchel gibt's zu Tausende.“ „Potz Blitz, Malefiz!“ sagte der Blitzschwab, und ging auf den Bayern zu, der ein Fetzenkerl war, und dem der Blitzschwab kümmerlich bis an den Nabel reichte. Und eh' sich's der Bayer versah, sprang der Schwab an ihm in die Höh', und gab ihm eine solche wetterliche Ohrfeige, daß ihm das Feuer aus den Augen schoß, und die Ohren vom Schlag sausten. Der Bayer aber, nicht faul, langte mit dem Arm weitmächtig aus, um dem Schwäblein auch eine zu versetzen; und es wär auch eine Watsche gewesen, an die er sein Lebtag gedacht hätte. Aber weil der Schwab eben so geschwind wieder auf dem Boden war, wie in der Luft, so schlug jener in den Wind hinein, so daß er sich umdrehte, wie ein Triller, und stolperte und fiel. Jetzt ging's über ihn her; der Blitzschwab packte ihn an der Gurgel; die andern hielten ihn an Händen und Füßen, und trommelten auf ihn los. Er wäre aber doch ihrer Herr geworden, und hätte sie sämmtlich in die Höhe geschupft, wie Pfulben, wenn nicht endlich auch der Allgäuer, wie ein Maltersack, auf ihn gefallen wäre, der ihm drohte, er werde ihm das Licht ausblasen, wenn er ihnen den Schimpf nicht abbitten thät. Der Bayer mußte es denn wohl thun, und so ließen

sie ihn gehen. Als er aber nach München zurück gekommen, ließ er an sein Haus, auf dem Anger, die sieben Schwaben malen zum ewigen Gedächtniß, allwo sie noch heutiges Tags zu sehen sind.

Das Kapitel vom Waldbruder.

Wie sie denn weiter gezogen in die Kreuz und Quer, so kamen sie von Ungefähr zur Klause eines Waldbruders. Der saß so eben vor seiner Zelle, in einem Buche lesend. Sie riefen ihn an, und baten ihn, mit herabgezogenem Käpple, wie's Christenmenschen geziemt, er möchte ihnen den rechten Weg weisen. Das Buch aber, worin der Klausner las, war ein Traktätlein contra facetias, das heißt zu Deutsch: gegen die Fachsen. Und so wird sich denn der christliche Leser nicht wundern über die Rede, womit der fromme Mann die guten Sieben anließ; denn vor ihm stand nun ja, wie ihm däuchte, das lebendige Konterfey von Fachsenmachern. „Den Weg soll ich euch weisen, ihr Landfahrer? (hub er an) Wartet! die Schellen will ich euch stimmen, ihr Schalksnarren! die Federn will ich euch beschneiden, ihr Fatzvögel! den Grind will ich euch einäschern, ihr Fasnachtsbutzen!“ — Der Seehaas unterbrach

seine Rede, sprechend: „Wie daß in dem großen Wald am Bodensee ein fürchterliches Ungeheuer hause...“ Der Klausner ließ ihn aber nicht ausreden, sondern rief: „Herrgott im Himmel! was für Höll=Lumpen hast du auf Erden! Da ziehen sieben Kalfakter mit Einmal herum im Reich, zu Schand und Spott des Schwabenlandes und der Christenheit! Gibts denn nichts Nützliches mehr zu thun in der Welt für solche Schlingel, die ihr seyd? Gibts keine Hafen mehr zu binden, keine Pfannen zu flicken, keine Scheeren zu schleifen? Schert euch fort, ihr Scheurenburzler! In den Stock mit euch, in die Geige, an den Galgenbaum, ihr Vaganten, ihr Lyranten, ihr Komödianten!“ „Potz Blitz!“ sagte der Allgäuer, und „Bygost“ der Blitzschwab, vor lauter Staunen und Starren. Jener aber machte Rechtsum mit dem Wiesbaum und zog die Sechse nach; und der Blitzschwab stimmte seine Fiedel, und fing an, ein Liedlein zu singen, so daß von dem weitern Schelten des Waldbruders nichts mehr zu vernehmen war.

Nutzanwendung des Autoris.

Vielleicht, günstiger Leser, wird es meinem Büchlein von den Abenteuern der sieben Schwaben auch also ergehen, wie es den sieben Schwaben selbst ergangen; und daß irgend ein Sitten- und Splitterrichter es anschnurren möchte und verdammen als ein eitles Gedicht voller nichtsnutziger, ja ehrenrühriger Fachsen... Günstiger Leser! sag' ihm dann: es gebe in der weiten Gotteswelt nicht nur fleißige Immen und geschäftige Aemsen, sondern auch Maivögelein, lustige; und man wisse nicht, ob und wozu die letztern nicht auch nutz seyen. Mein Büchlein aber — sag' ihm das — wolle Niemanden ärgern, sondern vielmehr Jedermann ergötzen; und wem es nicht gefallen wolle, der könne es ja abweisen von seiner Thür. Die Schwalbe ziehe auch lustig durch die Welt, und heime sich ein, wo man sie eben dulde, und bringe kein Unglück den Leuten ins Haus. Sie irre nicht einmal die Meise, die geschäftig das Rädlein treibt am Käfig, achte aber auch nicht der Nachteule, die in dem finstern Loche sitzt mit ihren glotzenden Augen.

Welches Lied der Blitzschwab gesungen.

„Guten Morgen, Spielmann,
Wo bleibst du so lang?“
Da drunten, da droben,
Da tanzen die Schwaben
Mit der kleinen Killekeia,
Mit der großen Kumkum.

Da kommen die Weiber
Mit Sichel und Scheiben,
Und wollen den Schwaben
Das Tanzen vertreiben,
Mit der kleinen Killekeia,
Mit der großen Kumkum.

Da laufen die Schwaben
Und fallen in Graben,
Da sprechen die Schwaben:
Liegt ein Spielmann begraben,
Mit der kleinen Killekeia,
Mit der großen Kumkum.

Da laufen die Schwaben,
Die Weiber nachtraben,
Bis über die Gränze,
Mit Sichel und Sense:
„Guten Morgen Spielleut,
Nun schneidet das Korn.“

Wie der Blitzschwab Händel bekommt mit dem Spiegelschwaben und wie sie wieder gut Freund geworden.

Es war schon Nacht, als die sieben Schwaben ins Freie und auf die Landstraße kamen. Und der Mond ging so eben auf. Da sagte der Spiegelschwab: „Jetzt haben wir's gewonnen, Memmingen ist nicht mehr weit.“ Der Blitzschwab fragte ihn: „wie er das wissen könne?“ „Werd' ja doch den Memminger Maun (Mond) kennen?“ „Potz Blitz, wie blitzdumm!“ sagte der Blitzschwab. Dieß kaum gesagt, hatte er schon seine Dachtel vom Spiegelschwaben, der alles leiden mochte, nur nicht daß man ihn für dumm halten sollte. „Daß dir der Blitz ins Maul platz, schrie der Blitzschwab, du Lalle, du Ginkel, du Takel, du Kog“ und so ging's eine ganze Litaney durch. Der Spiegelschwab wurde auch immer wilder, und so kamen sie denn einander in die Haare, und rauften sich ab, wie zwei Mezgerhunde. Da bat der Seehaas den Allgäuer, er sollte Frieden machen. Der ließ sich nicht lang bitten, sondern packte sogleich den Blitzschwaben am Hosenbändel, und hielt ihn in der Luft, wie einen Frosch, und er mochte zappeln, wie er wollte. Inzwischen ließ der Spiegelschwab nicht nach, dem

Blitzschwaben aufs Brät zu klopfen; und daher packte denn der Allgäuer ihn auch mit der Linken, und hielt ihn am Leible, unter der Gurgel, so keif und fest, daß er bockstärr da stand und nicht muksen konnte. „Bygost! sagte er, ich will euch Hores Mores lernen, ihr donnerschlächtige Strolkerle.“ Und er schüttelte den einen, und drosselte den andern immer ärger und ärger, bis sie endlich einander das Wort gegeben, daß sie wieder gut Freund seyn wollten. Und das sind sie denn auch geblieben von der Zeit an bis in ihren Tod.

Was für eine Gefahr dem Spiegelschwaben gedroht, und wie er sich daraus errettet.

„Durch Memmingen gehen wir nicht, obwohl drinn güte digene Würste zu haben sind,“ sagte der Spiegelschwab. Und als man ihn fragte: warum? so sagte er: „darum; und er müsse sich doch wohl am besten auswissen.“ „Sey's, sagte der Nestelschwab, wir können ja um die Mauern herum, und dann zum andern Thor hinaus.“ Die sieben Schwaben gingen also um die Mauer herum durch die Hopfengärten. Aber da hat sich's denn wiederum augenfällig gezeigt, daß der Mensch seinem Schick-

sal nicht entgehen könne. Denn ehe sichs der Spiegelschwab versehen, sprang aus einem Hopfengarten ein Weib auf ihn zu, eine rechte Runkunkel, und schrie in einem Ton, der durch Mark und Bein ging: „Bist du endlich wiederum da, du Schlingel? Wo bist du so lange Zeit herum kalfaktert, du Galgenstrick?“ Der Spiegelschwab erkannte in ihr sogleich seine liebe Ehhälfte, und er rief: „Helft mir alle Heiligen! der Teufel ist los!“ und huschte in den andern Hopfengarten hinein. Das Weib ihm nach. In der Herzensangst fiel ihm eine List ein. Er hatte nichts zu tragen, weil er nichts hatte, als das Bärenfell; das that ihm nun guten Dienst. Er warf's in Eile über den Kopf, schloff in die Bratzen, und kreis'te nun auf allen Vieren, wie ein leibhafter Bär. Wie nun das Weib näher kam, richtete er sich auf, und trappelte brummend auf sie zu. Die sah nicht sobald den Bären, als sie laut aufschrie, und über Hals und Kopf davon rannte. Der Bär aber holte sie ein, und drückte und herzte sie, daß ihr fast die Sinnen vergingen. Dann ließ er sie los und ging den Gesellen nach. Seit der Zeit, als dieser Schwank kund geworden unter den Memminger Frauen, werden die bösen Männer von ihnen Brummbären genannt.

Wie sie gegen Wissen und Willen in die Stadt Memmingen kommen, und dorten Bierbeschau halten.

Die sechs andern Schwaben aber waren weiter gegangen, und standen jetzt vor einem Thor, welches man ihnen, auf ihr Befragen, wie es heiße, Leutkircher-Thor nannte. „Da müssen wir also hinaus," sagte der Nestelschwab, oder ein anderer, gleichviel welcher. Sie gingen also durch das Thor, und kamen in die Stadt, ohne es zu wissen und zu wollen. Wie aber kein Unglück ohne Glück ist, so hat sich's hier auch begeben. Denn das erste Haus, das ihnen auffiel, war ein Wirthshaus, vor dem ein Maienbaum stand, und ober der Thür war zu lesen: Hier schenkt man Märzenbier aus. Als das unsere Schwaben sahen, dachten sie, umsonst sey das Märzenbier mitzunehmen. Der Wirth, der sie kommen sah mit dem großen Spieß, kam ihnen erschrocken entgegen, und fragte: was sie schafften. „Sie möchten ein wenig sein Bier kosten," sagte der Allgäuer, und er ging mit den Gesellen in die Zechstube. Der Wirth, vermeinend, sie seyen abgesandt von der schwäbischen Kreisregierung, um in Schwabenland das Bier zu beschauen, und zu schätzen, ob es pfennigvergeltig sey — was wohl noth thäte auch

zu unsern Zeiten — der holte das beste, das er im Keller hatte, und es war noch nicht gut. Doch tranken die Gesellen eine Bütsche um die andere aus; und wie sie's bis auf einen halben Eimer gebracht hatten, sagte der Wirth: er sehe mit Freuden, daß es ihnen wohl schmecke. Der Blitzschwab meinte, es könnte besser seyn, und es sey zu wenig Malz und Hopfen drin. „Mit Verlaub, sagt der Wirth, der ein Schalk war; Hopfen und Malz ist nicht zu wenig drin, aber zu viel Wasser.“ Drob lachten die Gesellen; und dem Blitzschwab fiel der Spruch ein, und er sagte ihn:

Zu Langensalz

könnte eben so gut Memmingen heißen, sagte er —

Zu Langensalz
Braut man drei Bier aus einem Malz;
Das erste heißet man den Kern,
Das trinken die Bürgermeister gern;
Das andere heißt das Mittelbier,
Das setzt man gemeinen Leuten für;
Das dritte heißt Covent,
Trink dich potz schlapperment.

Drauf spielte er ein Paar lustige Stücklein auf, dem Wirth zu Ehren. — Nachdem nun die Gesellen vollauf getrunken, so standen sie auf und gingen davon, als wären sie niemanden etwas schuldig. Der Wirth ließ sie gehen, in der obgedachten Meinung; und er

sag-

sagte, daß es ihm eine große Ehre gewesen, und sie sollten nur das Beste reden von seinem Bier. Das thaten sie denn auch, und sie konnten sich nicht genug verwundern, daß man in Memmingen das Märzenbier ausschenke. Und so ward denn der Wirth gefoppt von seinen Landsleuten, ohne deren Wissen und Willen. Man sagt aber, daß ihm der freie Trunk wohl bezahlt worden sey von andern Landsleuten; wie man denn den Wirthen gern viel Böses nachsagt.

Wie unsere Schwaben durch das blaue Meer schwimmen, ohne zu ersaufen.

Obwohl sonst ein wackerer Schwab, wenn es seyn muß, seine fünf Mäßle Bier trinken mag auf Einem Sitz, und er findet doch noch seine Wege und Stege: so haben doch unsere Schwaben zu tief in den Krug geguckt, und ist ihnen nicht recht just gewesen im Kopf, wie sich aus Folgendem zu ergeben scheint, was eine wahrhaftige Geschichte ist. Denn sie waren kaum außer dem Thor, so verirrten sie sich in den Hopfengärten, und verloren die Landstraße, und der Spiegelschwab suchte sie vergebens einzuholen auf dem Weg nach Leutkirch. Wie sie auf's freie Feld

kamen, sagte der Allgäuer: „Bygost! es ist Ein Ding; haben wir keinen Weg, so machen wir uns einen; die Iller werden wir doch finden, und dann kann die Brücke auch nicht weit davon seyn. Und so ging es denn fort über das Brachfeld hopp, hopp! und der Allgäuer blies, der Blitzschwab sang: Ich laß ein klein Waldvögelein ꝛc., der Knöpfleschwab keuchte und stolperte und fiel ein um das andere Mal, und mußte gleichwohl wieder aufstehen. Inzwischen fing es an dunkel zu werden, und sie irrten umher, obwohl der Allgäuer von fern noch den Grindten sehen mochte. Da standen sie auf einmal an einem Abhang, und unten, so däucht's ihnen, lag ein See, der Wellen schlug. Es war aber ein Feld voll Flachses, der in der Blüthe war, und da der Wind heftig blies, so wallte und wogte es wohl; aber es war kein Wasser. „Potz Blitz! rief der Blitzschwab, was ist da zu machen? Durch müssen wir, sonst kommen wir nicht an Ort und Stelle. Allgäuer, mach den großen Christoph, und trag uns hinüber." „Bygost! sagte der Allgäuer, ins Wasser mag ich wohl gehen, aber weiter nicht, als bis an den Hals." Der Nestelschwab lamentirte, er könne nur mit Einer Hand rudern, indem er mit der andern die Hosen zu halten habe: und der Knöpfleschwab stand betrübt da, und lugte ins Wasser hinab,

um zu schauen, ob keine Wallfische drinn seyen. Das sah der Blitzschwab, und er ging ganz stät hinterrucks auf ihn zu, und sagte: „Frisch gewagt, ist halb geschwommen," und gab ihm einen Stoß, daß er, plumpf! drunten lag. „Der sinkt nicht, sagte der Gelbfüßler, es muß doch nicht tief seyn, da kann man's wagen," und hupfte flink und frisch hinunter, wie ein Laubfrosch. Dem folgte der Blitzschwab, nachdem er sich vorher in die Hände gespieen, und einen tüchtigen Anlauf genommen hatte. „Bygost! sagte der Allgäuer, der letzte will ich auch nicht seyn," und warf den Spieß voraus, und hupfte nach. Der Nestelschwab aber hatte sich an dessen Hosenbändel gehängt, und fiel darum unten gemächlicher auf, als die übrigen; und war dieß das einzige Mal, daß er gescheidt gethan. Da lagen sie nun alle, anfangs unbeweglich wie Holzblöcke, dann rührten und streckten sie ihre Glieder, wie halb zerstampfte Würmer, dann krochen sie allmählich heraus, wie Schnecken aus ihrem Häusle, endlich standen sie wiederum da, wie andere Menschen, und sagten kein Wörtle, sondern griffen bloß nach ihren Rippen, ob sie noch ganz seyen. Und nachdem sie den Spieß aufgefischt hatten, zogen sie querfeldein weiter.

Wie der Allgäuer die Landstraße findet, aber bald ersoffen wäre.

Es war schon finstere Nacht, und sie hatten die Landstraße immer noch nicht gefunden. Endlich rief der Allgäuer: Bygost! nun haben wir die Straße, und sind auf dem rechten Weg. Sie standen aber an der Iller, und der Allgäuer hatte den hellen Wasserstreif für die Landstraße angesehen. Und er schritt frisch vorwärts, und die andern blindlings nach. Pflumpf! lag er im Wasser. „Bygost! ich ersauf!“ Mehr konnte er nicht sagen, denn er war schon über den Hals darin. Die andern sprangen alle weidlich davon; nur der Knöpfleschwab blieb und half. Denn, um nicht immer zu stolpern und zu fallen, hatte er sich mit einem Bändel an den Wiesbaum angeschirrt, und konnte darum nicht loskommen, und blieb, so dick und breit er war, auf demselben Flecken. So mochte denn der Allgäuer sich wieder gemächlich heraus arbeiten. Ohne den Knöpfleschwab wäre er sicherlich hin gewesen sammt dem Spieß. Und war dieß das einzige Heldenstück, das der Knöpfleschwab gethan auf der ganzen Fahrt; was aber drum um so weniger verschwiegen werden durfte, um den Schwaben aus jeglichem Gau Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. — Auf das mörderische Geschrei, das die Ge-

sellen erhoben, kam auch der Spiegelschwab herbei, der an der Brücke auf sie gewartet hatte; und da er alle Wege und Stege in der Gegend wußte, so führte er sie auf die rechte Straße; und im nächsten Haus, wo unser Herrgott den Arm herausstreckte, kehrten sie ein, und hielten ihr Nachtquartier.

Einige Stückle vom Nestelschwaben, woraus hervorzugehen scheint, daß er kein Schwab gewesen.

Es geht die Sage, daß einmal ein Schwab gebeichtet habe; und nachdem er einige Sünden bekannt, habe er plötzlich inne gehalten. Auf die Frage des Beichtvaters, ob ihm noch etwas auf dem Herzen liege, habe der Schwab gesagt: Ja, Eins drücke ihn noch, aber er schäme sich, es zu sagen. Der Beichtvater: Er solle nur frei von der Brust weg reden. Hierauf der Schwab: Ich bekenne, daß ich — — ein Schwab bin. Darob habe ihn der Beichtvater getröstet, und gesagt: Nun, eine Sünde ist's eben nicht, aber schön ist es freilich auch nicht. — Ist's nicht ein anderer Schwab gewesen, der also gebeichtet, so ist's sicherlich der Nestelschwab gewesen. Denn der war wirklich sünddumm, wie ein Schaf; aber

auch — zu seinen Ehren sey's gesagt — eben so geduldig und von gutmüthiger Art. Darum hatten auch die andern ihre Fuhr mit ihm, und er mochte es auch wohl leiden. — Einstmals sollte er mit dem Gelbfüßler wettlaufen. Das konnte er nicht. Da sagte er: Ich glaub es wohl, daß ich dir nicht nachkomme; du hast Stiefele an, mit denen langt man weiter, als mit den Schuhen. — Ein andermal fragte ihn der Spiegelschwab: Wenn er den Hut gäbisch aufsetze, was dann das Vordertheil, und was das Hintertheil wäre? Das konnte er nicht herausbringen, obwohl er den Hut hin und her rückte auf dem Kopf, und ihn von vorn und hinten besah. — Wieder ein andermal fragten sie ihn, wie sein Name sey. Er antwortete: Meine Mutter hat gesagt, ich heiße wie mein Vater. Wie aber denn sein Vater geheißen? Antwort: Wie ich, hat meine Mutter gesagt. Man fragte weiter: Wie sie miteinander geheißen? Da bedachte er sich, und sagte endlich: Einer wie der andere. — Die Zigeunerin mochte ihn wohl gekannt haben, als sie sagte: Den Esel kennt man an den Ohren; und sie hat gewußt, daß Ratzen auf seinen Hirnkasten gekommen. Aber was er für ein Landsmann gewesen, das hat sie doch nicht errathen, sonst hätte sie's gewiß gesagt, und wir wüßten nun auch, was wir nicht wissen.

Wie die sieben Schwaben aufgefangen und eingesetzt werden.

Des andern Morgens zogen die sieben Schwaben in guter Laune weiter, und unterhielten sich mit den Abenteuern von nächten, und lachten sich einander wacker aus. Als sie vor Kronburg vorbei kamen, guckte eben der Junker von und auf Kronburg aus dem Fenster, und sah die Gespanen vorbeiziehen. Da rief er seinem Schergen, und sagte: Lug einmal, was das für Leute sind; es mögen wohl Landfahrer seyn oder sonst so eine Bagasche. Der Scherg nahm sieben Bullenbeißer mit, und stieg den Berg hinab, den Schwaben entgegen. Sie sollten ihm folgen, ohne Umschweif, sagte er, und die Hunde bleckten die Zähne. Man muß wohl der Obrigkeit Gehorsam leisten, dachten die sieben Schwaben, und folgten ihm ohne Umschweif. Der Knöpfleschwab allein war saumselig, und er mußte ein paarmal zur Pflicht gehetzt werden. Wie sie vor dem Junker erschienen, fragte der sie: woher? und wohin? und wie? und warum? Und der Seehaas erzählte getreulich: Wie daß in der Gegend am Bodensee ein schreckliches Thier hause, und da hätten sie sich denn als brave Landsleute und biedere Männer zusammen gethan aus allen schwäbischen Gauen, um das Land vom Unge-

heuer zu befreien. Das glaubte aber der Junker nicht, sondern blieb bei seiner Meinung, sie seyen Strolchen und Diebsgesindel, und ließ sie in die Keiche stecken.

So geht es in Schnitzlebutz Häusle,
Da singen und tanzen die Mäusle,
Und bellen die Schnecken im Häusle —

hat der Blitzschwab in der Keiche gesungen, aber ganz still, wie ein Mäusle.

Wie die sieben Schwaben sich aus der Gefangenschaft befreien.

Es sagt aber die Geschichte, daß der Junker von Kronburg Tags zuvor, als ihn eben das Zipperlein plagte, den patriotischen Entschluß gefaßt, zur Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit im schwäbischen Kreis und zur Beförderung der Aufklärung und Sittlichkeit unter dem gemeinen Volk, ein Zuchthaus zu stiften und in seinem Schloß anzulegen; woher es denn kam, daß er, den Kopf noch voll von diesem Plan, die sieben ehrlichen Schwaben als Spitzbuben ansah und einstecken ließ. Denn sonst war er ein gar niederträchtiger, frommer und milder Herr, der sogar seinen eigenen Bauern nicht mehr Wolle abschor, als er eben nöthig hatte, um sich selbst warm

zu kleiden. Und so befahl er denn, daß man den Gefangenen Nahrung reichen sollte, so weit sie deß bedürften. Der Spiegelschwab, der ihn wohl kannte, und wußte, daß Schmalhans in dessen Küche und Keller hauſ'te, legte seinen Plan drauf an, welchen er den Gespanen mittheilte. Wie also der Scherg Mittags eine große Pfanne voll Milchspätzle brachte, sagte der Blitzschwab zum Knöpfleschwaben: Die gehört wohl für dich. Der Scherg meinte, das sey für alle genug. Der Knöpfleschwab aber sagte: Er wolle lugen, ob's für ihn lange. Und er aß die Pfanne allein aus, so daß er kein gottiges Spätzle leibte, und die Schubet noch zusammen schärrte, als hätt's ein Hund ausgeschleckt. Das hinterbrachte der Scherg seinem Herrn und sagte: Man müßte nur gleich eine Brente voll Spätzle auf einmal kochen, und er wette, es sey noch nicht genug. Da ging der Junker von und auf Kronburg in sich, und meinte, er sey dem schwäbischen Kreis und der Menschheit kein so großes Opfer schuldig, daß er sich aushungern lassen sollte in seinem Schloß um einiger weniger Strolchen willen. Und er befahl, die Sieben sollten sogleich in Freiheit gesetzt werden. Der Amtsherr aber gab ihnen wohlweislich noch einen Steckbrief mit, um andere Leute vor ihnen pflichtschuldigst zu warnen.

Wie die sieben Schwaben einer Heerde Vieh begegnen, und wie der Allgäuer ein Stiergefecht hält.

Bei Leutkirch (ist ein Nest, halb städtisch, halb bäurisch) mußten die sieben Schwaben mitten durch eine Heerde Ochsen und Küh' und Kälber und Roß und Huischele und Schaf' und Böck', war alles durch einander, schier wie die schwäbischen Herrschaften. Da, beim Vieh, war der Allgäuer so recht zu Haus, und er zog die Gespanen, sie mochten nun wollen oder nicht, mitten durch, und hüst und hott, und hinter sich und für sich. Dieß mochte den Gemeindhag verdrießen, und er ging brummend und schwänzelnd auf die sieben Schwaben los. Die nahmen sogleich Reißaus, und liefen, was sie laufen konnten, nach dem nahen Zaun, wo sie sich hinaufschwenkten, und sich festhielten an den Stauden, so daß es aussah, als nisteten Wiedhöpfe drauf. Nur der Allgäuer räumte das Feld nicht; und wie er denn als ein ganzer Kerl beim Zeug war, wenn er's mit Ochsen zu thun hatte, so ließ er den Mollen ganz geruhig auf sich zukommen, und mir nichts dir nichts hatte er ihn bald beim Kragen, bald beim Schwanz, und zog und wurde gezogen, je nachdem er oder der Stier Herr und Meister war. Dieß Spektakel dauerte eine

ziemliche Weile, und die Wiedhöpfe auf dem Zaun lugten der Unfuhr zu, und hatten ihre Gaudi an dem Muth und der Geschicklichkeit des Allgäuers. Das Gefecht kam aber näher gegen den Zaun hin, und der Ochs ersah sich seines Vortheils, so daß der Allgäuer Zeit hatte, sich zu ducken und durch den Zaun zu schliefen, sonst wäre er gespießt worden. Der Stier aber, voller Zorn, rannte hier und dort gegen den Zaun an, und hier und dort, wo er anrannte, fiel ein Schwab um den andern herunter. Die schrien Eines Schreiens um Schutz und Hülfe; und der Allgäuer, der sich ihrer erbarmen wollte, hupfte über einen Stiegel, und ging wieder auf den Brummer los, und schimpfelte mit ihm so lang, bis die Gespanen sich hinter den Zaun gerettet hatten, und nun aussahen wie Haasen, die über ihren Jungen hocken. Dann nahm auch der Allgäuer wieder Reißaus; und der Hag und er sahen sich noch lang über den Zaun an, bis jener endlich den Gescheidtern machte, und davon ging. Dann holte der Allgäuer den Spieß, und die sieben Schwaben zogen wieder fürbaß. Der Seehaas aber dachte in seinem Herzen: Wenn's der allein mit einem Ochsen aufnimmt, so kann's uns gar nicht fehlen, da wir unserer sieben sind.

Noch ein paar Stückle vom Nestelschwaben.

Da den sieben Schwaben eben jetzt nichts begegnet, indem sie Mittagzeit halten, so habe ich Zeit, noch ein paar Stückle vom Nestelschwaben zu erzählen. Eines Tags kamen sie vor einem Weiher vorbei, drinn abgestandene Fische lagen. Da sagte er: Es sey doch schade, daß man die schönen Fische habe versaufen lassen. — Wie sie einmal durch ein Dorf gingen, schlug es gerade drei. Da zählte er die Schläge, sagend: Eins, eins, eins. Als die Uhr ausgeschlagen, fragten sie ihn: Wie viel es sey? worauf er antwortete: Er wisse es nicht, denn er habe es nicht zusammengerechnet. — Einstmals fragte ihn der Blitzschwab, ob er auch schwören könne? und er soll mal einen recht höllischen Fluch thun. Da nahm er die Kappe ab, und sagte: Mit Verlaub, daß dich das Mäusle beiß! Und war dieß sein größter Fluch, den er wußte. Der Blitzschwab hätte ihm schon kräftigere Stoßseufzer dieser Art lehren können, denn der konnte fluchen, was der Brief vermag; und es wären Beispiele genug anzuführen, wenn nicht zu befürchten wäre, ein christliches Ohr zu ärgern. — Noch ein Stückle: Eines Tages gingen sie vor einem großen herrschaftlichen Weiher vorbei, und ein Schiff war vom Winde losgerissen, und zwei klei-

nere neben dem größern schaukelten hin und her auf dem Wasser. Da schüttelte er den Kopf, und sagte: Kurios, daß doch alles, was klein ist, gern schimpfelt und spielt; vermeinte, daß die kleinen Schiffe neugeboren, und das große ihre Mutter wäre. — Diese und andere Stückle erzählt man von ihm; ich kann aber nicht gut stehen, daß sie wahr seyen; denn es ist böser Leute Gewohnheit, daß sie einem, der einmal ein Kläpperle hat, zehn und hundert anhängen.

Von einem fahrenden Schüler, und was er von Schwabenstreichen erfahren.

In der Herberg, wo die sieben Schwaben dießmal übernachteten, trafen sie einen fahrenden Schüler an, und als sie ihn fragten, was er für ein Landsmann sey, und was er auf Reisen thue, antwortete er: Er heiße Adolphus, und sey ein geborner Schwab; er habe aber viele Jahre im Norden studirt, und ziehe nun im Süden umher, um Geschichten von den bekannten Schwabenstreichen zu sammeln, welche er dann im Druck ausgehen lassen wolle. Der Seehaas sagte: Er solle nur mit ihnen gehen, da könne er mehr als genug erfahren. Der Spiegelschwab aber raunte dem Allgäuer ins Ohr, er solle ihm nur gleich

die Streiche fühlen lassen; der aber meinte, man müsse die Gelegenheit nicht vom Zaun brechen, sie werde sich schon finden. Und sie fand sich bald. Nachdem sie nämlich zu Nacht gegessen, legten sie sich auf die Streu, und der Allgäuer kam neben dem Studenten Adolphus zu liegen. Der sagte zu ihm, ehe sie einschliefen: Er solle nicht erschrecken, wenn er des Nachts umher schlage mit der Faust; es sey bloß eine Disputation, und habe nichts zu bedeuten. Der Allgäuer sagte: Disputiren sey ja nichts Unrechtes; er thue es auch oft im Traum mit seinen Ochsen, wenn sie nicht vorwärts wollten. In der Nacht kam wirklich dem Studenten Adolphus das Disputiren in den Kopf und in die Faust, und er gebärdete sich so hitzig, daß er dem Allgäuer auf die Nase schlug, der darob erwachte. Bygost! dachte er, der hat schwere Träume, die muß ich ihm wohl vertreiben, wenn ich Ruhe haben soll. Und er nahm eine Geißel, die an der Wand hing, und schnalzte lustig auf den Studenten Adolphus los, schreiend: Hott, Bräunle! Wist, Bläßle! jhi, hott, wist! und hieb dabei in die Kreuz und Quer. Der Student Adolphus schrie Zeter Mordjo. Aber der Allgäuer that, als ob er forträume, und trieb die Ochsen noch mehr an, indem er den Geißelstecken umkehrte, und drein schlug, was er konnte. In der Höllenangst wußte der Stu-

dent Adolphus nicht, woan und woaus; da riß er ein Fenster auf, und der Allgäuer half ihm nach, und gab ihm noch eine Schlappe auf den Weg mit. — Und so hatte denn der Student Adolphus von den Schwabenstreichen genug erfahren am eignen Leib; weiß aber nicht, ob er sie auch eingetragen habe in sein Buch.

Du Stupfer, du Hauser,
Du Rupfer, du Zauser,
Du Lecker, du Lauser,
Du Schlecker, du Mauser,
So soll es dir gehn,
Recht ist dir geschehn,
So soll es dir gehn.

Wie der Spiegelschwab einen Tyroler foppt, und von ihm wieder gefoppt wird.

In der Herberg, wo sie übernachtet, war auch ein Tyroler zugegen, der mit Theriak und Schneeberger handelte. Nun sind, wie bekanntlich, die Tyroler nicht so dumm, als wofür sie sich ausgeben wollen, sondern sie haben's faustdick hinter den Ohren. Und darum, wenn andere Schimpf und Glimpf mit ihnen spielen, und Trumpf sagen, so sagen sie Stich. Und so geschah es denn auch, als der Spiegelschwab

ihn aufziehen wollte, und ihn fragte: Welche Sprache die feinere sey, die schwäbische oder die tyroler? da antwortete jener: Die tyroler sey von Loden, und die schwäbische von grobem Tuch. — Weiter fragte ihn der Spiegelschwab: Wenn ein Schwab und ein Tyroler beisammen seyen, wer von ihnen wohl der dümmste seyn möge? Einer um den andern, sagte der Tyroler. — Drauf fragte der Spiegelschwab: Wann denn die Tyroler anfangen thäten, gescheidt zu werden? Der Tyroler sagte: Die Schwaben, sagt man, werden halter im vierzigsten Jahr gescheidt, und die Tyroler im fünfzigsten; aber, sagt man, die Tyroler holen die Schwaben bald wieder ein. — Und so foppten sie denn einander, und blieben demungeachtet beide gut Freund. Woraus hervorgeht, daß die Schwaben wohl Spaß leiden mögen, wenn's mit guter Meinung geschieht. — Vor dem Abschied sagte noch der Spiegelschwab zum Tyroler: Laß dir meinethalb noch ein Käntle Branntwein einschenken. Das that der Tyroler, und er trank ihm Gesundheit zu, und sagte: Dank für die Bezahlung! Und so mußte denn wohl der Spiegelschwab Ehren halber bezahlen, und war wiederum der Gefoppte.

Wie die sieben Schwaben einem Juden begegnen, der sich mit ihnen in einen Handel einläßt.

Zwischen Weingarten und Ravensburg begegneten die sieben Schwaben einem Juden. Wie der Spiegelschwab dessen ansichtig wurde, sagte er: Den wollen wir schröpfen. Sie gingen daher auf ihn zu, und hielten ihm den Spieß vor; und der Blitzschwab schrie: Zahle oder zable. Jener sagte: Bin ein armer Jud; hab nix bei mir, als wenig Lumpengeld; das ist nit für ehrliche Leut. Bygost! das sind wir, sagte der Allgäuer; aber beiten mußt du uns; und mach nur nicht viel Umständ. Na, sagte der Jud, ich beite nicht heute, muß sonst borgen auf morgen, und der Morgen schiebt's auf Uebermorgen. Hat den Spruch, denk ich, sicher von der alten Hex', der Zigeunerin, gelernt. Potz Blitz, sagte der Blitzschwab, hältst du uns für Lumpen, die nicht bezahlen wollen? Drauf der Jud: Ehrlich wollen wir alleweil seyn; wir können's aber nicht alleweil seyn. Und so hielt er denn allen ihren Reden Stich; und wenn sie ihm gleich drohten, er müsse sonst morixeln, so sahen sie ihm nicht darnach aus, daß sie mit dem Spieß Ernst machen wollten. Und er blechte nicht aus. Da nahm ihn der Spiegelschwab auf die Seite,

und sagte zu ihm: Mauschele, weißt was? wenn du doch nicht anders willst, so laß uns einen Handel machen; ich will dir die Bärenhaut da geben. Der Jud riß die Augen angelweit auf, und spitzte das Mäule, und redete gar freundlich, und sagte: Na, was mag sie wohl werth seyn? Sechs Batzen geb ich drum. Und sie wurden des Handels eins um einen Thaler. Der Jud gab das Geld hin, aber der Spiegelschwab die Haut nicht; denn, sagte er, er habe wohl vorher gesagt, daß er ihm die Bärenhaut geben wolle; jetzt aber sey er eines andern Sinnes geworden. Der Jud mußte sich's wohl gefallen lassen, denn es waren ihrer Sieben gegen Einen. Auch hatte er keine sonderliche Ursache, sich um den Thaler zu balgen, wie sich's bald darauf gezeigt hat.

Wie die sieben Schwaben sich die Ravensburger Würste schmecken lassen, und wie sie ihnen bekommen.

Als die sieben Schwaben in Ravensburg angekommen, kehrten sie sogleich im nächsten besten Wirthshaus ein, und verlangten sieben Ellen Ravensburger Würste. Und nachdem der Wirth sie gebracht, sagte der Knöpfleschwab: Um keine Händel zu bekommen

während dem Essen, wäre es am besten, ein jeder nähme das Maß nach seinem eigenen Leib, und die Länge der Wurst darnach. Der Allgäuer gab ihm Recht; und wenn der einem Recht gab, so galt's. Also vertheilten sie die Würste, und dem Nestelschwaben, an den zuletzt das Messen kam, blieb nur ein kleines Zipfele übrig; das steckte er ein, denkend: Wenn die andern nichts haben werden, so werde doch ich etwas haben. Der Spiegelschwab — denn so hatten sie's ausgemacht — gab den Thaler hin, um den er den Juden beschissen, und verlangte gute gangbare Münz heraus. Als aber der Wirth den Thaler genauer ansah, merkte er, daß er falsch sey; und er schickte insgeheim nach den Stadtknechten, welche kamen, und die sieben Schwaben auf das Rathhaus führten. Da wurden sie angeklagt als Falschmünzer und Gaudiebe, und es war drum und dran, daß sie gehenkt werden sollten. Und da hätte kein Bygost! des Allgäuers geholfen, und kein Potz Blitz! des Blitzschwaben, und kein Lamentiren der Uebrigen — wenn nicht der Jud für sie eingestanden wäre. Das ist aber so zugegangen. Der Jud hatte ihnen den Rang abgelaufen, und war mit ihnen zu gleicher Zeit in die Stadt gekommen, und er klagte sie bei der Obrigkeit an als Straßenräuber. Den bemerkte nun in einem Eck der Spiegelschwab, und er sagte: Der ist der

Falschmünzer. Der Jud mochte läugnen, wie er wollte, er wurde beim Schopf genommen, und in Eisen geschlagen; denn zur damaligen Zeit hatten sieben Christenmenschen noch mehr Credit, als ein Jud, wogegen es in unsern Zeiten der umgekehrte Fall zu seyn scheint. Da aber einmal die Gerechtigkeit im Gang war, und überdieß noch der Steckbrief bei ihnen gefunden wurde, so ward im Rath beschlossen, daß jeder von ihnen dreißig Prügel minder einen bekommen solle, und das von Rechts wegen. Darauf wurden sie frank und frei gelassen. Und die Zech für dieses Tractament sind die sieben Schwaben und ihre Landsleute den Ravensburgern noch schuldig. Was aber den Juden anbelangt, so weiß ich nicht, was die Zigeunerin ihm prophezeit hat; ich denk aber, er lebe noch, wenn er nicht gehenkt worden.

Wie die sieben Schwaben vor einem Galgen vorbei gehen, und einen Gehenkten befreien.

Außer Ravensburg kamen die sieben Schwaben vor einem Galgen vorbei. Du mußt aber wissen, wenn du es nicht schon weißt, günstiger Leser! daß es nirgends mehr Galgen gibt im ganzen deutschen

Reich, als im Schwabenland; woraus du jedoch nicht den Schluß machen darfst, daß dort die Spitzbuben zu Haus seyen, sondern sie laufen eben aus allen übrigen Gegenden Deutschlands zusammen, wo sie wissen, daß sie niemand fängt und hängt. Der Ravensburger Galgen stand aber nur selten leer, und war zu derselbigen Zeit der berühmteste nach dem Buchloer, an dem meistens ein halb Dutzend zugleich hingen. Und so pampelte denn auch einer an jenem Galgen, und er schien noch ein Frischling und nicht über einen Monat alt zu seyn. Da fiel dem Spiegelschwaben ein, daß ein Diebsfinger geheime Kräfte habe, und man könne zu Geld kommen, ohne daß man es, was man so nennt, stehle. Er wollte daher dem Patron einen Finger abschneiden, vermeinend, daß er ihm doch nimmer weh thue; er krächselte den Galgen hinauf, und setzte sich grattlings auf die Schultern des armen Sünders. Da brach der Strick, und er fiel mit sammt dem Todten herunter, der, weil er ganz stärr war, aufrecht an das Lander sich hinlehnte, als wollte er drüber steigen; und der Spiegelschwab saß noch auf ihm. Das sahen die andern Gesellen; und im ersten Schrecken vermeinten sie, der Schächer sey lebendig geworden, und wolle ihnen nachlaufen. Und sie rannten davon, wie Spitzbuben, ohne umzuschauen, und rannten

immer mehr, da sie hörten, daß wirklich einer hinter ihnen her trotte — es war aber der Spiegelschwab, der auch nicht säumte — und sie wären vielleicht fortgerannt bis ans Ende der Welt, wenn ihnen nicht endlich der Schnaufer ausgegangen wäre. Da sahen sie nun wohl, daß niemand hinter ihnen her sey; aber nehmen ließen sie sichs nicht, es sey dem wirklich so gewesen, und der Spiegelschwab war derselben Meinung. „Der hat sicher den Gescheidtern gemacht, und ist nach Haus gelaufen; und die Ravensburger mögen sehen, wie sie ihn wieder bekommen" — so sagte einer; ich sag's aber nicht, wer es gesagt hat.

Wie der Blitzschwab das Heimweh bekommt, und wie ihn der Spiegelschwab davon kurirt.

Sey's, daß die letzten Abenteuer, besonders die Stockprügel in Ravensburg, unseren Helden in die Glieder gefahren, oder haben sie's zu Gemüth genommen, daß Zeit und Ort, wo sie das halsbrechende Abenteuer bestehen sollten, immer näher kämen, oder was es sonst gewesen seyn mag: kurz, sie wurden von Stund zu Stund däsiger, und ließen den Kopf hangen, wie Schafe, die man zum Metzgen führt.

Besonders aber geharte sich der Blitzschwab ganz traurig, und ächzte und wehleidete, als hätte er das Bauchgrimmen. Es war aber eine Herzenssache, und er hätte wohl singen dürfen, wenn er gemocht hätte:

Ich weiß nit, wie mir ist,
Ich bin nit krank und bin nit g'sund,
Ich bin blessirt und hab kein Wund.

Denn er dachte an das Kätherle aus der Grafschaft Schwabeck, und daß er ihr nicht auf die Kirbe kommen könnte. Ob diesen Gedanken wurde ihm das Herz ganz sehr, und er kriegte das Heimweh. Und wie die andern den Imbiß zu sich nahmen, aß er nichts; und als sie aufstanden und weiter gehen wollte, blieb er hocken, und legte den Kopf in die Hände, und heinte. Als dieß der Spiegelschwab sah, der sein Freund war, fragte er ihn: was ihm fehle. „Laß mich ung'heit!" sagte jener, und fing an laut zu flarren. Sein Freund aber setzte sich zu ihm, und tröstete ihn, und ließ nicht ab vom Fragen. Jener konnte aber vor lauter Schluchzen nichts vorbringen, als: „'s Kätherle!" Nun wußte der Spiegelschwab, wie er dran war, und er redete ihm freundlich zu, und sagte: „Sey kein Fotzenhut!" — Indem ging so eben der Augsburger Bot vorbei, der die Moy'sche Ordinari-Postzeitung durch das

Reich trug. Wie den der Blitzschwab sah, sagte er: „Mit dem geh ich, und ich laß mich nicht halten, und ich will und muß fort.“ Da rief der Spiegelschwab den Boten an: „Landsmann!“ Der Bot: „He!“ Der Spiegelschwab: „Kennst du das Kätherle aus der Grafschaft Schwabec?“ Der Bot: „Mein' wohl; sie ist ja das schönste Mädle im ganzen Reich.“ Der Spiegelschwab; „Nu so sag ihr, ich laß sie grüßen, und wenn sie einen Rotzer zum Mann haben will, so soll sie den da nehmen.“ „Potz Blitz!“ rief der Blitzschwab und sprang auf; „Bot, halts Maul und lüg nicht, oder daß dich die Ritt schütt! du — du —.“ Und er hatte den Boten schon an der Gurgel gepackt, der sich seiner genug zu wehren hatte. „Um aller Heiligen willen, sagte der Bot, ich will ja gern das Maul halten, sagt mir nur, was ich ihr sagen soll.“ Erstlich, sagte der Blitzschwab, sag ihr, daß ich ein braver, rechtschaffener Kerl bin; und zweitens, sagte er, sag ihr, daß ich ihr gewiß auf die Kirbe kommen werde; und drittens, sagte er, sag ihr, daß ich sie grüßen lasse.“ Und drauf druckte er dem Boten einen Albus in die Hand, und der Bot versprach gute Ausrichtung.

Ich weiß nit, wie mir ist,
Ich hab erst heut den Doctor gefragt,
Der hat mir's unter's Gesicht gesagt.

Ich weiß wohl, was dir ist,
Ein Narr bist du gewiß;
Nun weiß ich, wie mir ist.

Hiermit endet das Liedlein.

Wie der Nestelschwab seine Mutter findet, aber seinen Vater nicht.

Vor Markdorf am Weg beim Brunnen saß ein altes Mütterle, die hatte Brillen auf, und lugte so vor sich hin, als suchte sie etwas. Und wie die sieben Schwaben vorbei gingen, glaubten sie, es sey die Zigeunerin, und gingen auf sie zu. Die sah auf, und als sie einen nach dem andern angelugt, rief sie plötzlich: „Rudeli, liebs Sühnli!“ Der Nestelschwab merkte, daß dieß seine Mutter sey, und sagte: „Mämmeli, do bini jo!“ Jene sagte: „Chetzer! wo bisch denn so lange Zit g'sin?“ „In der Welt“ sagte der; und er griff in den Sack, und gab ihr das Zipfele Wurst hin, das er seinem Maul abgespart hatte in Ravensburg, und sagte: „Gott g'segnis!“ Die Mutter sagte: „Luser, wie sieht's auf dinem Grind us? laß lugen.“ Und Rudeli legte sich demüthig nieder, und that seinen Kopf in ihren Schooß, und die Mutter strehlte ihm sein Haar,

und suchte, was sie suchen konnte. — Als die Mutter mit Rudelis Grind fertig gewesen, sagte sie: „Jetzt soll' er bei ihr bleiben." Der aber fragte den Seehaasen insgeheim; und als dieser ihm zugeredet, sagte er zur Mutter: „Er müsse vorerst noch Thaten thun, und die Mutter solle nur hier auf ihn warten, dann wolle er mit ihr zurück ins Schwyzerland." Die Mutter bat: „Rudeli, liebs Rudeli!" Rudeli aber blieb dabei, er müsse Thaten thun. Und er ging zu den Gesellen, und mit ihnen weiter. Unterwegs fragte ihn der Seehaas: „ob er denn also ein Schweizer sey?" Er antwortete: „seine Mutter sey aus der Schweiz, und habe als Marketenderin gedient unter den Rothmäntlern. — Und so wissen wir denn bis heutigs Tags noch nicht, was der Nestelschwab für ein Landsmann gewesen, und ob er schon aus der Schweiz keinen Verstand mitgebracht, oder ihn erst in Schwaben verloren habe.

Wie die sieben Schwaben des Sees ansichtig werden, und was sie dazu sagen.

Als die sieben Schwaben des Sees ansichtig wurden, sagte der Seehaas: „Das ist der Bodensee."

Die blieben stehen, und rissen Aug und Maul auf, und lugten Eines Lugens. Bygost!" sagte der Allgäuer, „das ist eine Lache, so groß, man könnte den Grindten drinn versäufen." Und der Spiegelschwab fragte den Seehaasen: „ob das Wildenten seyen, so man dort in der Ferne sehe?" Es waren aber Schiffe. Und der Gelbfüßler: „Ob jenseits drüben auch Leute wohnen, wie dießseits?" Und einer um den andern fragte dieß und jenes, und der Seehaas erzählte, und sagte: „Es sey dieß das deutsche Meer — müßten sie wissen — und es habe einen Umfang von wenigstens hundert Meilen — er lüge nicht, sagte er. — Und der See, sagte er, habe gar keinen Grund und Boden; darum heiße er eben auch der Bodensee, wie leicht zu begreifen sey. Und bei stillem, hellem Wetter, sagte er, sehe man versunkene Städte und Schlösser drinn, und ganze Landschaften — er sag' es, sagte er. — Und Fische geb' es drinn, sagte er, so groß, wie das Kostnitzer Münster, — er lasse nichts abmarkten, sagte er. — Auch Nixen geb' es die Menge, zu Land und zu Wasser — sehen müßt ihr's, sagte er. Und wenn der See aber stürmisch sey, so werfe er Wellen — er übertreibe nicht — so hoch, wie der Sentis (ist ein Berg). Und er könnte der Wunderdinge noch viel erzählen, sagte er; aber wer's nicht selbst sehe,

der glaub' es nicht.“ „Potz Blitz!“ sagte der Blitzschwab ein um das andere Mal; die andern aber sagten kein Wörtle. — Nachdem sie sich nun schier die Augen ausgelugt, so zogen sie fürder, Ueberlingen vorbei, gegen den Wald zu, wo das Ungeheuer hauf'te. Um sich aber auf dem Weg dahin die lange Weile zu vertreiben, und die bösen Gedanken, sang der Blitzschwab das schwäbische Wallfahrtslied, und die andern stimmten mit ein, wie folgt:

Jetzt stellen die Bauren ein'n Kreuzgang an,
Zu dem muß kommen Jedermann.

Es läuten schon die Glocken ein,
Der Pfarrer will nicht der letzte seyn.

Der legt ein zottlets Hemat an,
Unten und oben Zwickele dran.

Nacher tragt man ein' große Stang voraus,
Z'oberst hangt ein Fahnen heraus.

Man sagt uns viel vom ewigen Leben,
Und noch viel mehr vom Stuiren-geben.

Da geht man um den Altar h'rum,
Daß keiner z'spät zum Opfer kumm.

Beim rothen Bären kehrt man ein,
Da muß es auch recht g'soffen seyn.

Der Pfarrer der geht da hinten drein,
Und schenkt mit dem Weihwedel ein.

Der Kreuzgang sich dem Dorf zuwendt,
Jetzt hat die Procession ein End.

Wie die sieben Schwaben zum letzten Mal Mittag halten, und dabei Todesbetrachtungen anstellen.

Ehe sie aber in den Strauß gingen, wollten sie noch eine Herz- und Magenstärkung zu sich nehmen, und der Knöpfleschwab sparte weder Schmalz noch Salz, um das Henkermahl recht appetitlich zu machen. Als sie nun so um die Pfanne herum saßen, und sich die geröfteten Spätzle schmecken ließen, sagte der Allgäuer, indem er einen Seufzer holte, bis vom untersten Zehen herauf: „'s ist ein' Sach, wenn man bei sich so recht bedenkt, daß man zum letzten Mal in seinem Leben zu Mittag ißt.“ Das Wort fiel dem Blitzschwaben auf das Herz, und er that auch einen Seufzer, und sagte: „O Kätherle!“ und sang gar kläglich und beweglich für sich hin:

Soll ich denn sterben,
Bin noch so jung, so jung!
Wenn es mein Mädle wüßt,
Daß ich schon sterben müßt,
Sie thät sich grämen
Mit mir ins Grab.

Der Seehaas redete ihnen Muth zu, sagend: „Liebe Leute, denkt: Tod hilft aus aller Noth. Wer im Grab liegt, dem ist wohl gebettet“ („Aber nicht, wer im Rachen liegt des vermaledeiten Thiers,“

sagte der Gelbfüßler.) „Doch wir wissen ja noch nicht, ob unser Stündle gekommen ist.“ Der Nestelschwab sagte: „Meine Mutter hat mir oft gesagt, daß mein Stündle gar nie kommen werde.“ Und war noch der einzige, der sich das Sterben nicht zu Herzen hat gehen lassen. Aber der Allgäuer lugte immer noch finsterer drein, und ließ den Kopf immer tiefer hangen, und holte wieder einen Seufzer, und sagte: „'s ist e Sach!“ und der Knöpfleschwab fing an still vor sich hin zu heinen. Dann holte der Allgäuer zum dritten Mal einen Seufzer, und sagte: „'s ist e Sach!“ in so herzbrechender Weise, daß alle zu flarren anfingen und zu röhren. Nur der Spiegelschwab wußte nicht recht, ob er lachen oder weinen sollte, weil er sah, wie sich der Knöpfleschwab anstrengte, zugleich das Herz zu leeren und das Maul zu stopfen, so daß er ein Gefriß machte, wäre gut gewesen für einen, der die Kinder erschrecken wollte, daß sie die Fraiß bekämen.

Wie die sieben Schwaben sich in Schlachtordnung stellen.

Es war nun an der Zeit, daß sich die sieben Schwaben in Schlachtordnung stellten. Der See-

haas meinte, sie sollten alle sogleich in der Reihe loszziehen, wie bis hieher; und der Knöpfleschwab gab ihm Recht, und meinte, man solle keine Neuerung machen. Aber der Allgäuer sagte: „Er wolle jetzt einmal der letzte seyn, denn er sey lang genug der erste gewesen.“ „Kurasche, sagte der Blitzschwab, habe ich genug im Leib, das könnt ihr mir glauben, aber ich hab nicht genug Leib für die Kurasche und die Bestie.“ Der Nestelschwab meinte: „Warum denn gerad einer der erste seyn, und einer der letzte? sie sollten sich nur alle in der Mitte halten, so geschehe keinem kein Weh.“ „Und ich meine, sagte der Spiegelschwab, es sey am allerbesten, daß Einer für alle sterbe. Knöpfleschwab, sagte er, was meinst? wie ist dir? Du wärst so der rechte Bissen.“ Der aber schrie und stampfte und zappelte mit allen Vieren, als wenn er schon an dem Spieß steckte. Nun nahm der Seehaas das Wort und sagte: „Liebe Freunde und Landsleute! Frisch gezuckt ist halb gefochten. Es ist nichts besser, denn ein guter Muth in bösen Sachen. Das gute Herz sieget in allem Uebel. Verzagt Mann kam mit Ehren nie vom Plan.“ Drauf wandte er sich an den Gelbfüßler, und sagte zu ihm: Gang Jackele, gang du voran, du hast Sporen und Stiefele an, daß dich der Haas nicht beißen kann.“ Und der Gelbfüßler ließ sich

dazu bewegen; denn er dachte an das Wort der Zigeunerin, und er sagte zu sich selbst: entweder lauft das Thier davon, dann laufe ich ihm nach; oder es lauft mir nach, dann lauf ich davon, und so kriegen wir uns beide nicht unser Leben lang.

Wie die sieben Schwaben den Strauß bestehen.

Da es nun aber an dem ist, daß ich dir, günstiger Leser, das größte und gefährlichste Abenteuer erzählen soll, welches die sieben Schwaben bestanden: so befinde ich mich in keiner kleinen Verlegenheit, wie ich die Sache der Wahrheit gemäß darstellen soll. Denn weil ich die That, leider! nicht selbst mitgethan, so mußte ich sie eben von jenen vernehmen, die, wie verlautet, dabei gewesen; absonderlich von dem Seehaasen, dem Anführer der Helden und dem Verkündiger ihres Heldenthums. Der aber, wie du weißt, ist ein Erzlügner gewesen, ein Windbeutel, ein Ploderer, ein Mährensager von Haus aus. Und die übrigen, mit Respect zu melden! verdienen wohl eben so wenig Glauben; denn jeder, wie leicht zu vermuthen, wird nur zu eignen Gunsten erzählet, und seinen Part am Abenteuer heraus gestrichen haben.

ben. In solcher Noth, was soll der Geschichtsschreiber thun? Ohne Zweifel das Beste. Und so will ich denn die Historie also nehmen und geben, wie sie mir als die natürlichste und wahrhaftigste erscheint. Andere machen es auch nicht anders im andern. — Es sey also kund und zu wissen, wie daß die sieben Schwaben in den Strauß zogen, hübsch langsam voran, gegen den Busch zu, wo, wie der Seehaas sagte, der Drach sein Nest hatte. Als sie schon ganz nahe waren, sagte der Spiegelschwab: „Mich grimmt's im Bauch, und ich muß abseiten." Das wollte der Allgäuer nicht leiden, und er sagte: „er sollte mit den andern mitmachen, und nicht apart thun." Der Spiegelschwab versetzte: „er wolle ja nur spioniren gehen, wo das Thier stecke." „Laß es stecken, sagte der Allgäuer, wo es steckt, und bleib, sag ich." „Jetzt seyd stät, und haltet's Maul, rief der Seehaas; und lugt und los't." Und wie sie nun gegen den Busch weiter vordringen, und lugen und losen, siehe, da liegt ein Haas im Busch, der lugt und los't auch, und macht ein Männle, und erschrickt, und lauft davon. Die sieben Schwaben aber blieben stehen ganz erstaunt und erstarrt. „Hast's gesehn? hast's gesehn?" rief einer um den andern; und „es war so groß wie ein Pudelhund — wie ein Mastochs — wie ein Tram-

pelthier" sagte einer um den andern. „Bygost! sagte zuletzt der Allgäuer, wenn das kein Haas gewesen, so weiß ich den Grindten von keinem Büchel zu unterscheiden." „Nun ja, Haas hin, Haas her! sagte der Seehaas; ein Seehaas ist halt größer und grimmiger, als alle Haasen im heiligen deutschen Reich." Und das hat er gut gemacht. — Dieses Thiergeschlecht aber, mein' ich, wird seit der Zeit wohl ausgestorben seyn, wie die Mammuth.

Wie die sieben Schwaben ein Siegeszeichen errichten, und in Frieden und Freuden in Ueberlingen einziehen.

Nachdem die sieben Schwaben das Abenteuer glücklich überstanden, wären sie bald einander selbst in die Haare gekommen. Der Seehaas nämlich that Meldung vom Bärenfell, und sagte, daß es abgeredtermaßen billig ihm gehöre, denn er sey es doch, der sie alle angeführt habe (worauf auch die Zigeunerin bildlich angespielt). Das wollten die andern nicht zugeben, und der Gelbfüßler sagte: Ob er ihn verdiene oder nicht, darüber wollte er nicht streiten; aber er sey einmal an der Spitze gestanden, und mithin —" „Und ich bin an der Spitze gegangen, sagte

der Allgäuer, und: Bygost! sagte er, ich will den sehen, der mir ihn nimmt.“ Nachdem sie lange Zeit so fort gehadert, nahm der Seehaas das Wort und sagte: „Liebe Landsleute und Freunde, ich will euch was sagen: Die Welt wird einmal voll seyn von unserer That, und es thut darum Noth, daß ein Siegeszeichen vorhanden bleibe auf ewige Zeiten. Weil wir nun aber dem Seehaasen selbst nicht die Haut abziehen konnten, sintemal wir ihn nicht erwischt, sondern fortgejagt haben über den Rhein hinum ins Franzosenland, wo er um sich beißen soll, so viel er mag, so wollen wir statt dessen die Bärenhaut — ist Ein Ding, sagte er — sammt dem Spieß ausstellen in meiner Vaterstadt Ueberlingen, in deren Nähe die That vollbracht worden. Ist's euch recht, so hebt den Finger auf, und saget ja.“ Die andern hoben den Finger auf, und sagten, ja; und der Allgäuer sagte: „Ich sage nicht nein,“ und gab die Bärenhaut her, die sie dann an den Spieß steckten. Und so kamen denn die sieben Schwaben zu Frieden und Freuden, und zogen sodann in Ueberlingen ein, unter dem Jubelruf: Viktoria in Schwabenland! Drauf begaben sie sich alsogleich in die Kirche, wo sie Gott lobten und dankten für den glücklich errungenen Sieg. Nachher aber gingen sie ins Wirthshaus zum goldenen Kreuz, um auch ihren Leib zu laben

mit Seewein. Und der Blitzschwab stimmte seine Fidel, und sang:

Nur närrisch seyn, ist mein Manier,
Nichts b'halten ich begehre,
So trink ich lieber Wein als Bier,
Der Narren findt man mehre.

Dieß Kapitel handelt von den Seeweinen, und was für einen die sieben Schwaben zu guter Letz getrunken.

Man erzählt von einem Schwaben, der nach Rom gegangen, daß, als ihm ein wälscher Wirth einen guten Wein vorgestellt, er ihn gefragt habe: was das für ein Saft wäre? Der Wirth sagte: „Das sind Christi Thränen.“ Drauf soll der Schwab die Augen aufgehoben haben gen Himmel, sprechend: „O Gott, warum hast du nicht auch in unserm Land geweint! —“ Der hatte wohl nie einen andern Wein getrunken, als Seewein, der füglich „Petri Thränen“ heißen mag. — Es gibt aber drei Gattungen von Seeweinen: die erste und beste Gattung heißt der Sauerampfer, schmeckt etwas besser, als Essig, und verzieht einem das Maul nur ein bißle und um's Merken; die zweite Gattung heißt der Dreimännerwein, ist schon räßer und saurer als

Essig, und heißt so, weil es dabei Noth thäte, daß den, der ihn trinkt, zwei Männer fest hielten, und ein dritter ihm den Trank eingießen thäte; die dritte Gattung ist der Rachenputzer, hat die gute Eigenschaft, daß er Schleim und alles abführt; thut aber dabei Noth, daß, wer sich mit dem Wein im Leib schlafen legt, in der Nacht sich wecken lasse, damit er sich umkehren möge, sonst möchte ihm der Rachenputzer ein Loch in den Magen fressen. — Wie nun die Gesellen in die Wirthsstube kamen, und sieben Schöpple Wein verlangten, fragte der Wirth, was sie für einen wollten, und nannte ihnen die Weine bei ihren Namen. „Potz Blitz! sagte der Blitzschwab; ehrlichen Schwaben setzt man keinen Sauerampfer auf; und sieht Er nicht, Gispel, daß wir unserer sieben sind?“ Der Wirth brachte also sieben Schöpple Rachenputzer, vom extrafeinen (er war aber Schliffel genug, um sich ihn als Sauerampfer bezahlen zu lassen); und die sieben Schwaben zechten redliches Dings, und gingen fleißig ab und zu, und tranken lustig fort bis in die späte Nacht hinein. Und der Blitzschwab sang noch zu guter Letz ein Liedlein, das endet:

Mein Gesang will nicht mehr klingen,
Hapus, Hapus, gute Nacht!

Von der Kappel zum schwäbischen Heiland.

Die Ueberlinger, als sie die That ihres Landmanns vernommen, und das erbeutete Siegeszeichen gesehen, beschlossen einmüthiglich, eine fromme Stiftung zu machen und sie erbauten eine Feld-Kappel am See, wo der Spieß aufgehängt werden sollte zum ewigen Andenken. Die Kappel aber wurde erbaut zur Ehre des Erlösers, und ein Bildschnitzer bekam den Auftrag, einen schönen Herrgott aus Holz zu machen, sieben Ellen hoch; das that er, und auf das Gestell schrieb er mit vergoldeten Buchstaben: Heiland der Welt. Aber die Ueberlinger wollten die Inschrift nicht gut heißen, sondern, da der Herrgott den sieben Schwaben geholfen hätte aus ihren Aengsten und Nöthen, so solle er auch der schwäbische Heiland genannt werden. Und so geschah es denn auch. Der Seehaas aber baute sich eine Hütte neben dem Kirchlein, und wurde ein Klausner; und es kamen viele Pilgrime nach Ueberlingen, denen der Klausner die Geschichte der sieben Schwaben erzählte, mit allen Umständen, weßhalb noch jetzt die Welt davon voll ist. Und der schwäbische Heiland war zu derselbigen Zeit so berühmt, als der große Herrgott in Schaffhausen. Im Schwedenkrieg aber wurde die Kappel zerstört, und die Schweden haben das Siegeszeichen mit sich fortgenommen.

Das letzte Kapitel, womit aber die Geschichte von den sieben Schwaben noch nicht aus ist.

Was aus den andern Gespanen geworden, und welche Abenteuer insbesondere der Spiegelschwab noch weiter gehabt, davon handelt ein eigenes Büchlein. Hier sey nur vom Blitzschwaben in Kürze gemeldet, wie daß der Spruch der Zigeunerin an ihm nicht wahr geworden sey, sondern es ist gerade das Gegentheil geschehen, denn er hatte ihren bösen Zauber zerstört. Und er ist, versprochenermaßen, dem Kätherle aus der Grafschaft Schwabeck auf die Kirbe gekommen, und sie sind Mann und Weib geworden, und haben viele Kinder erzeugt, und ein langes, langes Leben geführt in Fried und Einigkeit. Und der dieß schreibt, stammt von ihnen her, und sie sind seine Guk=Guk=Aehnle gewesen.

Digitized by Google

Bemerkungen.

Digitized by Google

I.

Bemerkungen zur Geschichte des ewigen Juden.

Wenn die Geschichte des ewigen Juden, eine der ältesten Volkssagen, *) die vielleicht an volksthümlicher Celebrität keine ihres Gleichen hat, außer etwa die Volkssage von Faust, dessen ungeachtet ungleich seltener poetisch aufgegriffen und behandelt worden ist, als die letztere: so müssen wir wohl den Grund zunächst in dem Umstande suchen, daß die Idee eines Faust von Anfang schon einen historischen Leib erhalten, und durch reichliche Nahrung an romantischen Abenteuern sich groß gebildet hat, während die Legende von dem ewigen Juden eben nur einfältige Legende geblieben ist, und als eine beinahe heilige Ueberlieferung zu jenen frommgläubigen Zeiten jede poetische Erweiterung und Ausschmückung als profanirend zurückgewiesen hat.

Doch hat diese Sage (so viel uns bekannt) bereits schon im 16ten Jahrhundert einen Bearbeiter gefunden (s. Kochs Compendium), und ist als Volksbuch, nebst so vie-

*) Laut der Notiz vor einer altenglischen Romanze in den Reliques of ancient english Poetry. Francfort 1803. Vol. II. p. 245 war diese Sage z. B. in England schon im Jahre 1228 bekannt.

len andern, bekannt und beliebt geworden. Originale hiervon werden heutiges Tags wohl nur sehr wenig mehr aufzutreiben seyn, da das Buch bei weitem nicht das Glück gemacht zu haben scheint, wie andere, besonders komischen Inhalts. *) Reinhardt, in seiner Romanenbibliothek (Bd. 8 — 12) hat hievon einen verhochdeutschten Auszug geliefert; und wenn nun freilich diese Copie dem Original auch nur in den wesentlichsten Zügen getreu geblieben ist, so war jene Arbeit nichts weniger, als eine volksthümliche, sondern vielmehr das Gegentheil — einerseits ohne reges Leben und tiefen Geist, anderseits prunkend mit historischen Daten, um die, als solche, das Volk sich am wenigsten bekümmert, sondern sie vielmehr als lästig von sich weis't. Kurz, man findet darin ein historisches Compendium, das noch überdieß mehr als ein zufällig zusammengeflicktes Aggregat, denn als ein, auf die Personalität des beobachtenden Helden Bezug habendes, und seine außerordentliche Individualität heraushebendes System genommen werden kann.

*) Man darf mit diesem Volksroman nicht ein anderes Büchlein verwechseln, das den Titel führt: „Bericht von einem Juden aus Jerusalem, mit Namen Ahasverus, welcher vorgibt, er sey bei der Kreuzigung Christi gewesen, und bis hieher durch die Allmacht Gottes beim Leben erhalten worden" — was noch vor nicht gar vielen Jahren in unsern Landen als Volksbuch Umlauf hatte, mit Recht aber, weil es auf historische Wahrheit Anspruch machen wollte, und anderer unziemender Beilagen wegen, als dumm abergläubisch verboten wurde.

Und doch möchten wir dieses alte Volksbuch, auch in dem dürftigen, verhochdeutschten Auszug, noch ungleich höher stellen, als das jüngste Product, das freilich auf wälschem Boden gewachsen ist. Es ist die „Geschichte des ewigen Juden, von ihm selbst beschrieben.“ (Aus dem Französischen, Gotha 1821.) Das Werk enthält nur einen kurzen, magern Abriß seiner Reisen von Anno 33 nach Christi Geburt bis auf das Normaljahr 1789, und man glaubt eben nur einen Pariser roué zu hören, der die Welt aus langer Weile durchwandert hat, um sich mit flüchtigem Beobachten zu amüsiren, und um andere, bei guter Gelegenheit, mit leichtfertigem Erzählen zu amüsiren. Dessen ungeachtet wurde das schlechte Product für würdig befunden, ins Deutsche übersetzt zu werden. Denn was wird nicht ins Deutsche übersetzt?

Pragmatischer, als die beiden angezeigten, aber nicht bloß unpoetisch, sondern sogar antipoetisch sind die „Briefe des ewigen Juden,“ 3 Thle. 1791. (Utopia, gedruckt mit scharfen Lettern.) Man findet darin eine Sammlung aller der gemeinen Vorurtheile und abergläubischen Meinungen, aus der Krambude der wohlfeilen Aufklärung jener Zeit. Das Werk würde hier deßhalb keine Erwähnung verdienen, wenn es nicht vielleicht einst einem künftigen geistreichen Bearbeiter der Sage dienen könnte, zur Fundgrube von Meinungen, die, Gottlob, schon heutiges Tags wieder zu den obsoleten gehören — einem Bearbeiter, meinen wir, der den ewigen Juden (nach Goethe's bekannter Andeutung) im Gegensatz der Begeisterung und himmlischen Ver-

läugnung des Heilandes, als eine kalt prüfende, nur den augenblicklichen Vortheil berechnende, prosaische Person nehmen, und nach dieser Muster-Idee dessen Charakter durchführen würde. Ja, wenn man diese Idee, — freilich gegen den Willen und ohne Verdienst des Verfassers — nämlich den Geist der gemeinhin verneinenden Prosa, in das, übrigens ganz geistlose Buch hineinlegt, so mag der Charakter — hier der Autor — als ein gemeiner Stock- und Schacher-Jude, der mit dem Trödel aus der gesammten heiligen und Profangeschichte Handel treibt, immer noch zu nicht geringer Ergötzlichkeit dienen.

Außer diesen romanhaften (nicht romantischen) Bearbeitungen wären wohl noch viele andere aufzuzählen, worin jene Sage unter verschiedenen Ansichten aufgegriffen und in besondern Formen dargestellt wurde. So kennen wir alle Schubarts Gedicht; und als ein Dithyrambus aus dem Munde dieses antichristlichen Prometheus verdient es sicherlich große Beachtung, wenn auch die Anschauung eines solchen wildverzerrten Gegenstandes, einer so zermarterten, ohnmächtig leidenden sittlichen Natur eher Abscheu (vor dem Richter) als Mitleid (gegen den Verurtheilten) erwecken, und darum alles rein poetische Gefühl vernichten möchte. — Wahrhaft poetisch und zugleich sittlich- und religiös-bedeutend erscheint diese Gestalt in A. W. Schlegels Romanze, welche die Aufschrift „die Warnung" führt (Gedichte Th. 1. S. 196). Obgleich nur als eine vorübergehende Erscheinung macht sie, mit ihrem tiefen und feierlichen Ernst, als Gegenstück zur frivolen Ansicht und Hand-

lung des gemeinen Lebens, eine große Wirkung, so wie denn auch die einfache und doch großartige Schilderung des ewigen Juden in den zwei Versen:

Ich bin nicht alt, ich bin nicht jung,
Mein Leben ist kein Leben,

von einer erschütternden Wahrheit ist. —

Befriedigend, besonders für das sittlich religiöse Gefühl ist auch die Novelle von Franz Horn. Obwohl hier der ewige Jude als eine beinahe gespenstische Erscheinung in die Mitte einer stillen, glücklichen Familie tritt, und (dem Anscheine nach) durch seine Anwesenheit den Tod, wie eine verpestende Person, hineinbringt, so weiß doch der Dichter über die ganze düstere Erzählung eine milde Wehmuth zu verbreiten, die sich zuletzt wohl gar in ein sanftes, schönes Himmelblau auflöset, wiefern der Schrecken aller Schrecken als eine wahrhaftige Wohlthat erscheinet. — Von Klingemanns dramatischer Behandlung des ewigen Juden wollen wir nicht reden, da unsere Leser, wenn sie zugleich Theaterliebhaber sind, den Geist dieses Autors schon aus dessen „Faust" kennen werden.

Was nun endlich die von uns mitgetheilte Geschichte anbelangt, so wird wohl ein streng kritisches Urtheil nur dann erst zu fällen seyn, wenn wir uns vorläufig über den Standpunkt verständiget haben werden, unter welchem man die Legende vom ewigen Juden zu betrachten habe.

Diese Sage steht, gegen die übrigen zusammen gehalten, in dem doppelten Nachtheil: erstlich in der Armuth des durch die Ueberlieferung gegebenen Stoffes,

sodann aber auch, wenn der Stoff selbst zu erfinden steht, in dem großen Umfang des historischen Rahmens, der diesen Charakter einschließen soll. Wir haben bereits an den Beispielen gesehen, wie weit sich einige Bearbeiter dieser Sage in letzterer Hinsicht von ihrer ungeregelten Phantasie haben irre führen lassen, indem sie eben nur den Rahmen ausschmückten mit historischen Fragmenten, aber das Bild selbst, den Charakter bedeutungslos hinstellten, und mehr eine Geschichte lieferten, als ein Gedicht, ohne eine die Data befruchtende Idee, und eine durch Handlungen sich charakterisirende Person . . . Auf der andern Seite aber liefert die Legende, als gegebene Sage, keinen Stoff, den der Dichter bearbeiten und in ein großes Gemälde ausbreiten könnte. Sie hat sich nie recht lebendig gestalten wollen, hat nie (poetisch) Leib und Leben angenommen, und steht bloß da, als der, zwar unverwesliche, Leichnam einer uralten Tradition. Und gerade die historischen Data, welche man zu verschiedenen Zeiten von der Erscheinung dieses sonderbaren Wesens haben und geltend machen wollte, trugen zur Bereicherung des poetischen Materials nicht nur nichts bei, sondern schadeten vielmehr wesentlich und hinderten jede Gestaltung innerhalb eines beliebigen Umrisses, der nun nothwendig, um das Volk für die Wahrheit zu gewinnen, sich bis auf die Gegenwart herauf ausdehnen mußte.

Dessen ungeachtet muß man doch gestehen, daß die einfältige Legende, wie sie uns überliefert worden, ein fruchtbares Samenkorn ist, aus dem ein großes, kräftiges poetisches Gewächs sich entwickeln kann, sogar in

man-

mannichfaltiger Form. Nur müßte es für die Dichter allererſt Grundregel ſeyn: die chriſtliche Idee obwalten zu laſſen, und den Charakter des Juden in ſteter Beziehung zu jener Handlung, wovon die Legende Meldung thut, zu erhalten. Ob nun der Charakter in dieſer Beziehung abſtoßend, und im Gegenſatze zur chriſtlichen Geſinnung (wie Goethe vorſchlägt), oder ſich allmählich annähernd zu derſelben, und zuletzt ſich ausgleichend gedacht werde, wie in der von uns mitgetheilten Geſchichte, das möchte gleich viel gelten, weil das Motiv zu dieſer wie zu jener Verfahrungsweiſe ſchon in der Grundidee liegt. In dem (oben in der Note angezeigten) „Bericht von einem Juden aus Jeruſalem," wird Ahasverus wirklich als recht chriſtlich geſinnt bezeichnet; er beſucht die Kirche, hört der Predigt zu, erbittert ſich heftig, wenn er fluchen hört, und iſt überhaupt fromm und gottesfürchtig. *) Das Volk, ſcheint es, hat ſich daher für die anti-Goethe'ſche Vorſtellungsart entſchieden. Dagegen aber möchte für die gelehrte und gebildete Claſſe die Goethe'ſche Vorſtellungsart angemeſſener und eindringlicher ſeyn, wie denn wirklich auch

*) So auch in der von Weſtenrieder (Beiträge X. S. 261) mitgetheilten Notiz, welche beſaget: der ewige Jude ſey im Jahre 1721 nach München gekommen, und habe gar andächtig vor dem Crucifix am Gaſteig gebetet. — Deßgleichen in andern ältern Sagen: S. Reliques of ancient english Poetry. Laut der vorausgeſchickten Notiz legt ihm die Sage in der Taufe den Namen Joſeph bei.

bereits ein geistreicher Mann *) in der Form einer Parodie jenes „Berichtes" eine eindringliche Satyre auf die ewigen Juden unter uns gemacht hat, die „immer nur fortschreiten, fortschreiten wollen — wohin? darauf kommt's nicht an, wenn nur nie stille gestanden wird;" und „die nun nahe daran sind, den Grundsatz aller Wissenschaft ein- und durchzuführen: Man kann nicht wissen, ob man nicht wissen könne, man wisse nichts" — Wie gesagt: für das gemeine Volk paßt mehr der poetische, christlich gesinnte, für die gebildete Classe aber der prosaische ewige Jude.

Nach dieser vorläufigen Erörterung wird es den Lesern leicht seyn, ohne daß es ihnen erst noch gesagt zu werden braucht, über die mitgetheilte Erzählung das richtige Urtheil zu fällen. Ich habe ihnen einzig nur noch von der Quelle zu referiren, woraus ich sie, wie sie vorliegt, geschöpft habe. Es war meine Amme, welche sie mir erzählt hat. Hat die Geschichte daher einiges Verdienst, so muß man sie lediglich jener Mährchen-Erzählerin (nutrix poetica) auf die Rechnung schreiben: aber dann, bitte ich, auch die Unrichtigkeiten, Anachronismen, und andere dergleichen Fehler, die in der Erzählung vorkommen. Ich hielt es für meine Pflicht, sie so zu geben, wie ich sie empfangen habe; und das Einzige muß ich nur bedauern, daß ich sie, zu allgemeiner Verständlichkeit, in die hochdeutsche Mundart übersetzen mußte, als in welcher sie nicht erzählt worden ist, son-

*) Gesammelte Blätter von Johannes Nariskus. Sulzbach 1832.

dern in der gemeinen oberdeutschen Mundart, voller volksthümlichen Idiotismen.

II.

Bemerkungen zu den erbaulichen und ergötzlichen Historien.

„Der gemeine Mann fordert auch seine Schriftsteller, und zwar solche, die sich seinen Vorurtheilen bequemen," sagt J. G. Hamann (sämmtliche Werke Th. III. S. 103). Die Worte des nordischen Magus sind bekanntlich geflügelte Pfeile, die tief eindringen in Herz und Haupt, so daß man ihrer nicht mehr so leicht los wird. Seine Sprüche haben die geheimnißvolle Kraft und Tiefe der Orakelsprüche; sie erregen eben so sehr das Gelüste des Gemüthes, als sie die Thätigkeit des Verstandes in Anspruch nehmen. — Ich beschloß sogleich, ein Volksschriftsteller zu werden. Denn — sprach ich zu mir selbst, und glaubte mir sehr — es gibt Bücher, die ich zu schreiben im Stande bin; und ein Volksbuch kann niemand schreiben, als — meinesgleichen.

Indem ich nun aber des Hamannschen Satzes zweiten Satz näher ins Auge faßte, fand ich ihn je dunkler und zweifelhafter, als ich ihn genauer erwog und tiefer in ihn einzudringen versuchte. „Er, der Volksschriftsteller, soll sich den Vorurtheilen des gemeinen Mannes bequemen?" Das ist ja, dachte ich, eine esoterische und wahrhaft ketzerische Lehre, in theoria und

in praxi gleich verdammlich und verderblich. Ich schlug sämmtliche Pädagogiken des aufklärenden und aufgeklärten Jahrhunderts nach, und ich traf in allen das Kapitel de exstirpandis praejudiciis als einen stehenden Artikel. Ich durchblätterte nochmal, im Geiste, die beliebtesten Volksschriften; ich fand darin wohl seiten- und bogenlange Steppen, aber kein einziges, noch so winziges oder auch unschuldiges Unkräutlein der Art. Bei solchen Widersprüchen, was soll da der Mensch denken? Ohne Zweifel nichts, sondern lediglich dem Zuge seines Herzens folgen. Ich liebte den Mann sehr, darum glaubte ich ihm. Vielleicht, dachte ich hinterher, vielleicht hat der Magus auch hierin, wie in so vielen andern Dingen, Recht gehabt gegen sein Jahrhundert. Kurz, der Autoritätsglaube hob mich auch über diesen Stein des Anstoßes hinweg. Allein — wie es bei tiefsinnigen Forschungen zu geschehen pflegt — es ergab sich sogleich ein anderer, noch größerer Anstand. „Ich, der Volksschriftsteller, soll mich also den Vorurtheilen des „gemeinen Mannes“ bequemen! Recht! Wie aber, wenn nun der „gemeine Mann,“ der Mann unserer Zeit, keine Vorurtheile mehr hätte, denen man sich bequemen könnte? Die Zeiten sind vorbei, wo Hexen und Gespenster, Träume, Zeichen und Anmeldungen, hundert andere Dinge unter dem gemeinen Volke als patentisirte Glaubensobjecte galten, und welche folglich dem Volksschriftsteller zu seinen Dichtungen und Täuschungen willkommenen Stoff boten. In unsern Tagen aber, wer glaubt noch an solche Alfanzereien? Nicht einmal ein Kind, geschweige ein Mann, höchstens nur hie und

da alte Weiber, die aber, als „weise Frauen“, eben ein Volksbuch nicht lesen mögen. Woher also, bei solchen aufgeklärten Aspecten, das Element des Aberglaubens holen? wie sich den Vorurtheilen bequemen, wo überall keine sind? So fragte ich den Autor, und — beschwor ihn. Der Magus erschien, im bekannten Negligé, mit der Schlafmütze auf dem Haupte, und in buntgestreiftem Schlafrocke. Nach dem gewöhnlichen Geistergruße fragte er mich: was ich wolle? „Vorurtheile“, antwortete ich, indem ich zugleich auf die Stelle im Buche hinwies. Da lächelte er und sprach: „Was brauchst du da lange zu suchen? Es steckt ja deine eigene Haut voll von Vorurtheilen; greif nur darnach.“ Diese Rede verdroß mich schier; doch faßte ich mich als ein Mann von feiner Lebensart. Er aber fing nun an mit mir förmlich den Katechismus durchzunehmen, den kirchlichen und den politischen (ältern Styls), und fragte bei jedem Punkte: Glaubst du u. s. w. „Ja, ich glaube u. s. w.,“ antwortete ich zu allem. „Sieh nun (schloß er endlich seine Katecheſe), dieß alles und noch mehr gilt bei einem verehrlichen gebildeten Publicum aus allen Ständen als Vorurtheile des „gemeinen Mannes.“ Engel und Teufel, Himmel und Hölle, mitunter Gott selbst, werden in jenem aufgeklärten Kreise nur noch als seltsame Antiquitäten geschätzt, als historische Reminiscenzen geduldet, als poetische Fictionen gebraucht und benützt.“ „Ei! — rief ich aus und rieb mir vor Freuden die Hände — so hat denn heutzutage ein Volksschriftsteller noch leichteres Spiel, als je zu einer andern Zeit?“ „So ist's, antwortete er; alles positive Element,

was ehedem als wahr, hehr und heilig gegolten, es hat sich in den Augen derer, die nicht gemeine Leute sind oder seyn wollen, zu einem rein Erdichteten, Abergläubischen, Poetischen umgewandelt, und der religiöse und politische Codex der ältern Zeit ist zu einer reichen, unerschöpflichen Fundgrube geworden, von Mährchen, Fabeln und Parabeln, von Gedichten aller Art." — Ich wollte den Mann voll Dank- und Freudengefühl umarmen; er aber, ein Feind aller Complimente, ließ es nicht zu, sondern verschwand.

Das „Volksbüchlein" war fertig, noch ehe ich eine Feder angesetzt hatte. Ich durchlas nur einige Folianten und einige Dutzend alter, bestaubter Octav- und Duodezbände, und excerpirte sie. Denn ich dachte so: Willst du volksthümlich, d. h. den Vorurtheilen des Volks gemäß schreiben, so magst du eben den Stoff sogleich aus einer Zeit nehmen, wo die Vorurtheile noch in voller Blüthe waren. Und ich täuschte mich auch nicht; ja ich selbst vergaffte mich allmählich und unbewußt so sehr in diese alterthümliche, obsolete und crude Vor- und Darstellungsweise unserer schlichten und steif und festgläubigen Aeltervåter, daß ich Gefahr lief, ein gut Theil meines gebildeten Geschmacks mit sammt dem Reste meiner Denkgläubigkeit einzubüßen. Und wahrlich — ich spreche in vollem Ernste, meine gebildeten Damen und Herren! — in den Schriften jener Männer aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert, zuma auch in den ihrem Lehrvortrage eingestreuten Historien und Fabeln herrscht eine Frische und eine Jugend, die, wie die Liniamente und Farben auf altdeutschen Gemäl-

den, keine Zeit verwischen kann, während so viele neuere Erzählungen der Art beim Volke keine Aufnahme finden, oder doch bald wieder in Vergessenheit kommen. Der Grund dieser Erscheinung ist derselbe, wie in Ansehung der Sprüchwörter, welche von den Moralien und Sentenzen der neuern Volkslehrer, ungeachtet der Feinheit des Sinnes und der Glätte des Ausdrucks, nicht verdrängt werden können. Sie sind nämlich aus dem Volke hervorgegangen, und darum bleiben sie auch beim Volke in Gunsten; als ächten Kindern des Volksgeistes ist ihnen die Heimath für immer zugesichert. Ueberhaupt standen die Männer, denen die Volksbildung anvertraut war, und von denen auch wohl jene tiefsinnigen und doch einfach lautenden Sprüche und Historien erfunden und verbreitet worden sind, dem Volke ungleich näher, als die heutigen Schul- und Kanzelleute; ja sie gehörten selbst zum Volke, und verkündeten in der einfältigen Weise des gemeinen Mannes die hohen Gedanken ihres Witzes. Und eben darum fanden ihre Lehren und Gleichnisse auch sogleich Anklang in den Herzen jener Leute, und blieben ihnen lieb und unvergeßlich; so wie es wohl auch uns selbst ergeht, daß z. B. eine sinnig erdachte und einfach gesetzte Tonweise sich unserm Gemüthe sogleich für immer einprägt, während andere künstlich durchgeführte und verzierte Melodien unserm Gedächtnisse bald wieder entschwinden. — Dasselbe Lob verdient auch der Vortrag in den bessern Schriften jener Zeit. Es spricht uns ein so gesunder Menschenverstand in einem so einfachen Ausdrucke daraus an, daß man sie, je näher man sie betrachtet,

deſto mehr lieb gewinnen muß. Wir gewahren an ihnen (um unſere Meinung bildlich zu bezeichnen) eine Dürer'ſche Manier, zwar das Eckige und Schroffe, aber zugleich auch das Einfach-Kräftige und Mild-Starke, das in den Werken jenes Meiſters liegt. Und wie dieſer Künſtler ſich mit Recht rühmte, daß er mit wenigen Farben ein ſchönes Bild zu malen verſtünde, ſo auch die Meiſter im Styl, die ſeine Zeit hatte. Auch ihre Schriften waren und ſind noch claſſiſch, in ihrer Art. Wer dieſe Behauptung übertrieben findet, der verſuche es einmal, eine jener alten Hiſtorien, in der einfachen alten Sprachweiſe erzählt, in das heutige vornehme Hochdeutſch zu überſetzen, und ſehe dann, wie unbeholfen und geſchmacklos ſich das Ding ausnimmt. Oder er wage — ich ſetze aber voraus, er ſey ein ſehr geleſener Schriftſteller — jene alterthümliche Manier in irgend einer Erzählung oder Abhandlung nachzuahmen, und er wird erfahren, daß es eines ganz eigenen Geiſtes, nicht bloß alter Wörter und Satzformen, bedürfe, um gemein deutſch und wahrhaft populär zu ſchreiben.

Philologen kommender Jahrhunderte mögen übrigens entſcheiden, und daran eben ſo ſehr ihre Beleſenheit, als ihren Geſchmack erproben: welche von den mitgetheilten Hiſtorien wörtlich aus jenen alten Büchern entnommen worden ſeyen. Geſtehen darf und muß ich jedoch, daß ich die meiſten, in denen ſich eben ein poetiſcher Keim vorgefunden, in meinen Garten verpflanzt, und (wenn mir der Ausdruck erlaubt iſt) zu veredeln verſucht habe. Einige wenige ſind auch darunter, die, meines Wiſſens, von mir ſelbſt erfunden, erdacht und gedichtet

worden. *) In diesen, wie in jenen Erzählungen, die offenbar das Gepräge eines neuern Styls an sich tragen, wird denn freilich dem Leser sogleich ein uns allen bekanntes und beliebtes Vorbild einfallen, das sich der Herausgeber bei seinen Nachbildungen vorgesetzt zu haben scheint. Die Nachahmung eines solchen Musters könnte ihm auch nicht zum Tadel, und die glückliche Nachahmung müßte ihm sogar zum größten Lobe gereichen. Denn er hätte dann die Natur selbst nachgeahmt. So muß ein Volksschriftsteller schreiben, wo der Inhalt und die Absicht nicht geradezu simple Prosa verlangt, sondern auch poetische Ausschmückung erfordert oder doch zuläßt. Und wahrlich, diese Classicität in Anlegung und Ausführung der Vorträge, daß sie den Verstand und das Gemüth des Naturmenschen lebendig ansprechen, diese Popularität des Ausdruckes besitzt Hebel in einem außerordentlichen Grade. Er trifft immer und sicher den rechten Ton, der in dieser und jener Erzählung vorherrschend seyn sollte, und weiß hier liebliche Heiterkeit zu verbreiten, dort zarte Empfindung fürs Schöne und Gute. Er scherzet überaus gern, und die neckischen Einfälle mengen sich überall in die Unterhaltung, wie liebe Kindlein gern drein plaudern in das Gespräch des Großvaters, und durch ihre Naivetät gefallen. Nur wo es Noth thut, lehrt er, und dann allzeit kurz und gut. Sein Witz ist natürlich, seine Laune fröhlich, seine Satyre gutmüthig, und

*) Nro. 60. „Ei so lüg!" ist ein Plagiat aus der „Dorfzeitung." Anm. des Setzers.

seine Empfindung wahr. Bei aller Mannichfaltigkeit der Materien tritt ein stehender Charakter hervor — der zum gemeinen Manne sich freundlich herablassende, mit dessen ganzer Denkweise vertraute, bei Scherz und Ernst sich gleichbleibende, achtungswerthe Hausfreund. Und so denn auch die Sprache. Man hört einen Gebildeten reden, aber mit Beziehung auf den Leser, der ihn verstehen und liebgewinnen soll. Seine Worte sind ungesucht, und seine Sätze einfach und kurz, auf daß sie dem Geistesauge des gemeinen Mannes überschaulich seyen, der in periodis sich nicht geübt hat, und nicht einmal an periodos gewöhnt ist. Er ist reich an Bildern und Figuren; aber er wählt Bilder, die aus dem gemeinen Leben entnommen sind, und Figuren, wie sie wohl der gemeine Mann selbst — denn auch der ist ein Redekünstler in seiner Façon — natürlich gebraucht. Wie der gemeine Mann, ist er ausführlich, wo das Interesse der Handlung steigt, und redselig bei guten Thaten und lustigen Schwänken. Die Fehler des Ausdruckes selbst benutzt er weise zu Tugenden. Bei aller äußern, scheinbaren Lockerheit in den Sätzen und Satzreihen, die keine künstliche Fügung zulassen, herrscht doch der bündigste innere Zusammenhang; der aufmerksame Geist wird sanft über die vorbereitenden Stellen hinweggehoben, leicht und sicher in die Mitte der Erzählung eingeführt, und mit dem Schlusse ganz befriedigt gelassen. So kommt es denn, daß seine Erzählungen — ich rede immer nur von den mehr ausführlichen, die einer poetischen Darstellung fähig waren — von dem Gebildeten, wie von dem Ungebildeten mit gleicher Zu-

friedenheit geleſen werden. Wenn dieſer die Rede eines Mannes gern vernimmt, der ihm etwas Trauliches in ſeiner Art ſagt, und nicht ſatt werden kann in der Anſchauung des lieben, vornehmen Herrn, der ſich herabläßt zu ſeinem blöden Verſtande und harten Gemüthe, ja ſogar zu ſeinen kindlichen Neigungen und gemeinen Späßen: ſo leiht ihm dagegen auch der andere gern ſein Ohr, weil er ſich auf eine wunderbare Art, gleich einem ſanft Träumenden, in eine Region des Denkens und Sinnens verſetzt fühlt, die ihn anheimelt und ſehnſüchtig macht, wie die verlorne Jugend in Stunden glücklicher Erinnerung.

III.

Bemerkungen zu den Abenteuern der ſieben Schwaben.

Die Geſchichte von den ſieben Schwaben, welche zuſammt mit einem Spieß auf einen Haſen losgehen, hat ſeit undenklichen Zeiten in ganz Deutſchland eine Berühmtheit bekommen, wie kaum eine andere Sage. Das drollige Abenteuer ging nicht nur, im Gedächtniß des Volkes, von Mund zu Mund bis auf unſere Zeiten herauf*), ſondern es wurde auch durch die Schrift, den

*) Das, unſers Wiſſens älteſte, hieher bezügliche, ſchriftliche Document ſteht in Wilhelm Kirchhof's Wendunmuth, d. i. 650 züchtige Hiſtorien. Frankf. 1589. —

Pinsel und den Grabstichel*) vielfältig dargestellt, und gleichsam verewigt. Ja, ich wüßte kein ähnliches Abenteuer, das eine so poetische und philosophische Bedeutung unter uns erhalten hätte, als der Kampf des ehrlichen Ritters aus der Mancha gegen die Windmühlen; wie denn (um nur Ein Beispiel der Art anzuführen) selbst der tiefsinnige Hamann Gelegenheit fand, in einem Briefe an Fr. H. Jacobi **) diese Sage unter seine divertissements philosophiques einzumengen.

Die Veranlassung zu dieser Erdichtung — denn dafür müssen wir sie doch gelten lassen — mag, wie bei ähnlichen Fällen, in dem Charakter des Volkes selbst zu suchen seyn. Die Männlichkeit der Schwaben einerseits, anderseits ihre Treuherzigkeit mochten wohl irgend einem „Fatzvogel" den Einfall gegeben haben, das Uebermaß der erstern, den Hang zu eiteln Abenteuern, und den Schein der letztern, einen guten Grad von Verstandesbeschränktheit, dem Spotte Preis zu geben, und den Ruhm der tapfern und ehrlichen Schwaben dadurch zu läutern und zu reinigen, daß er nicht in Ei-

---

Den Schwank hat auch die Volkspoesie unter ihre Possenspiele aufgenommen. Siehe „des Knaben Wunderhorn" Th. II. S. 445.

*) Das Gemälde auf dem Anger zu München, dessen in unserer Geschichte Meldung geschieht, datirt sich v. J. 1674. — Eines Holzschnittes v. J. 1688 erwähnt von der Hagen in seinem „Narrenbuch" S. 494.

**) Jacobi's S. W. IV, 3. S. 214.

telkeit ausarte *). Ja, wenn man den Ursprung und die Fortleitung ähnlicher Geschichten von sogenannten Schwabenstreichen bedenkt, so kann man sogar mit der

---

*) Ueber den Muth und die Tapferkeit der Schwaben war von jeher, im Ernste, nur Eine Meinung unter ihren deutschen Genossen. Es ist bekannt, daß sie von Alters her das Recht besaßen und ehrenfest behaupteten, in den Schlachten des deutschen Reiches den Kampfreihen zu eröffnen; und noch bei der Krönung Friedrichs des Dritten zu Rom übten sie dieß ihr altes Recht aus, die St. Georgs-Fahne voraus tragend (Epitome laudum Suevorum bei Goldast). — Aber auch sonst galten die Schwaben als faustgerechte und kampffertige Männer. Johann Agricola nennt sie irgendwo „Raufbolde und große Hansen, als die nahe bei der Schweiz wohnen." Auch von ihrer Weisheit und Wissenschaft muß man schon zu jenen Zeiten große Meinung gehabt haben. Sebastian Franck sagt von ihnen: „Die hungrigen und dürre Schwaben, und die nüchternen Itali und Saraceni sind subtil und hohe Künstler in allen Künsten, und nit die vollen matten Wein- und Bierzapfen." Und anderswo: „Das hungrig Schwabenland, item das arbeitselig Niderland gibt mehr Künstler, dann alle volle Lande und Leute." (Sprichwörter; Frankf. 1601 pag. 210 u. 216), — Wie Schwaben damals als „Hungerland" gelten mochte, ist schwer zusammen zu reimen mit jener Stelle aus „Reineke Fuchs" VI. Gesang (nach Goethe'scher Uebersetzung):

Laßt uns nach Schwaben entflieh'n! — —
— — — Hilf Himmel! es findet
Süße Speise sich da und alles Guten die Fülle!

größten Wahrscheinlichkeit muthmaßen, daß diese Sage auf schwäbischem Boden selbst gewachsen, und ursprünglich vielleicht nur irgend einer Gemeinde oder einem Gau zum Trutz erdacht worden sey. So viel ist gewiß, daß noch im Verlauf des vorigen Jahrhunderts der beliebte schwäbische Volksdichter Sebastian Sailer *), nicht nur diese, sondern auch andere, den Muth und Verstand seines Volkes eben nicht besonders rühmende Sagen zur Ergötzlichkeit seiner eignen Landsleute dichterisch (in seiner Art) bearbeitete und zum Theil in Druck ausgehen ließ **). Diese Erscheinung kann wenigstens demjenigen nicht auffallend seyn, welcher weiß,

---

*) S. dessen „Schriften im schwäbischen Dialekte;" gesammelt und mit einer Vorrede versehen von Sirt Bachmann. Buchau 1819.

**) Eine andere Bearbeitung dieser Sage, in gereimten Versen, erschien im J. 1765 zu Nördlingen, unter dem Titel: Heldenmäßige und weltberühmte Haasenjagd der sieben ehrlichen Schwaben, beschrieben von einem unwürdigen Landsmann schwäbischer Nation." (1 Bog. in 8°). Am Schlusse heißt es:

Willst wissen, wer ich sey,
Ein Schwab bin aus dem Ries,
Mein Nam steht auch hierbei,
Ich schreib mich Riamgis.

Auch Heinrich Bebel, ein Würtemberger, spickte seine Facetias damit. Ueberhaupt sind alle älteren Geschichtbücher voll von solchen ähnlichen drolligen Begebenheiten, welche die pinselhafte Schwabeneinfalt (freilich auch anderer Nationalen) darstellen.

daß gerade ein Volk, wie ein Individuum, welches der eigenen Tüchtigkeit und Würdigkeit sich ganz bewußt ist, am wenigsten Anstand nimmt, sich selbst gutmüthigem Spotte Preis zu geben, während der, dessen Tugend und Einsicht von zweideutiger Art ist, mit Eifersucht für die Ehre bis auf den kleinsten Punkt wacht, und leicht in seiner Eitelkeit verletzt werden kann.

Für jeden Fall ist diese Sage von einer sinnvollen Bedeutung und einer sehr ergötzlichen Art, so daß es wohl der Mühe lohnte, wenn der Herausgeber die Spur derselben nach allen Seiten hin verfolgte, und, was er in schriftlichen Denkmalen davon fand, oder in mündlichen Ueberlieferungen vernahm, aufzeichnete. Da ward es ihm aber bald wahrscheinlich, daß jene Thatsache nicht so isolirt dastehen könne, sondern wohl nur die Haupthandlung in einer Reihe von Abenteuern bilde. Diese Muthmaßung rechtfertigte sich schon dadurch, daß die sieben Helden, wie sie gewöhnlich nach ihren Spitznamen bezeichnet werden, aus verschiedenen Gegenden Schwabenlands zusammen kommen, das wohl erst nach langen Umschweifen, vorgängigen Einleitungen und gelegentlichen Zwischenacten geschehen mochte. Sodann dichtet die mündliche Volkssage wirklich den sieben Schwaben noch so manches andere Abenteuer an, z. B. wie sie durch das blaue Meer schwimmen, u. a. Auch ist jene Handlung selbst possirlich großartig genug, daß sich gar noch viele andere an sie anknüpfen lassen, ohne ihrer Originalität und ihrer äußern und innern Bedeutsamkeit Schaden zu thun.

Die Hoffnung, einen solchen Fund zu machen, war

freilich gering; wenigstens mußte auf die Meinung Verzicht gethan werden, daß irgend einmal ein solches Volksbuch vorhanden gewesen sey, da selbst Görres in seiner Literaturgeschichte „deutscher Volksbücher" davon nicht eine Sylbe Meldung thut. Der Zufall war jedoch günstig. Es fand sich unter vielen andern Manuscripten unbedeutenden Inhalts, welche wahrscheinlich aus irgend einer aufgelöst'ten schwäbischen Reichsabtei in die dritte und vierte Hand gekommen waren, ein Manuscript vor, des Titels und Inhalts, wie es nun dem geehrten Leser gedruckt vorliegt.

Leider ist aber die Handschrift, wie sie auf uns gekommen, unvollständig, und die Geschichte bleibt daher so lange mangelhaft, bis der Zufall etwa ein anderes Exemplar dem Herausgeber in die Hände spielt*). Auch, scheint es, ist das Manuscript aus einer neuern Zeit, die Copie einer andern fehlerhaften Copie, und man

be-

*) Den weitern Nachforschungen des Herausgebers seit d. J. 1827, wo die erste Auflage des „Volksbüchleins" erschien, ist es wirklich gelungen, ein anderes, dem Anschein nach vollständiges Exemplar dieser abenteuerlichen Geschichte zu entdecken; und es wurde nach diesem Texte bereits i. J. 1852 eine „Ausgabe zunächst für Kunstfreunde" mit zehn lithographirten Abbildungen, nach Zeichnungen von J. Fellner, veranstaltet. Seit der Zeit — wie es den emsigen Forschern zu geschehen pflegt — haben sich noch Fragmente eines dritten Exemplars vorgefunden; und wir entsagen nicht aller Hoffnung zu fernern Entdeckungen, die wir denn zu seiner Zeit mitzutheilen nicht ermangeln werden.

bemerkt beinahe auf jeder Seite Spuren einer modernen Ueberarbeitung in der Wahl der Wörter und in der Folge der Sätze *). Deſſen ungeachtet, und obgleich dieſe volksthümliche Sage in dieſer unvollkommenen Geſtalt für die Wiſſenſchaft der Sprache und für die Geſchichte der Sitten nur einen ſehr untergeordneten Werth haben mag: ſo hielt man die Bekanntmachung derſelben doch ihres hohen Alters und ihrer unſtreitbaren Aechtheit wegen auch aus ſonſtigen Gründen für nützlich und verdienſtlich.

*) Ueberhaupt ſcheint es, daß dieſe Geſchichte zu verſchiedenen Zeiten mit Zuſätzen vermehrt worden ſey. Gewiß iſt, daß der Eingang zum Kap. S. 214 unſers Volksbuches eine Anſpielung iſt auf ein hiſtoriſches Factum, das ſich zur Zeit des dreißigjährigen Krieges begeben hat. Die Geſchichte, worauf der Scherz hindeutet, iſt dieſe: Das Städtchen Mindelheim, das Dominium der Freundsberge, wurde im Schwedenkriege einſtmals von einem ſchwediſchen Detachement heimgeſucht. Es rückte an einem nebeligen Morgen, unbeachtet, bis an das Thor, und die zwei Bürger, welche Wache hielten, wurden ſogleich niedergeſtoßen. Da die Feinde jedoch keine Bewegung im Städtchen ſahen, ſo befürchteten ſie einen Hinterhalt, und begaben ſich wieder unverrichteter Dinge von dannen. Nur ein einziger Schwede wagte es, und eilte in die Stadt, um ſich bei dem nächſten Bäckerladen mit Proviant zu verſehen. — Um dieſes unbedeutenden Umſtands willen werden die wackern Städter noch heut zu Tage, mit einer Variante, von ihren lieben Landsleuten geneckt.

An und für sich schon müssen gute Volksbücher — die es in der That, nicht bloß dem Namen nach sind — als willkommene Gaben geachtet werden, und gerade solche am meisten, welche die Ergötzung der ehrbaren Menge, und nichts als Ergötzung zum Zwecke haben. Alle Welt sammelt und schreibt für den Müßiggang der sogenannten höhern, gebildeten Stände, und sucht ihnen die lange Weile, welche ihnen übrig bleibt zwischen ihren vielen andern Vergnügungen, durch allerlei kurzweilige Schriften zu vertreiben. Nur die größte, ehrwürdigste Classe von Menschen geht bei dem jährlichen Leipziger Markte leer aus an vergnüglichen Dingen; denn was dem gemeinen Manne sonst geboten wird an Moralien und landwirthschaftlichen Katechismen, das ist wohl nicht geeignet, sein Gemüth zu erheitern, und ihn, durch Ausruhen seines Geistes von Sorgen und Gedanken aller Art, tüchtig zu machen zu freudiger Handanlegung an sein Werk. Mancher Volksfreund glaubt viel, ja alles gethan zu haben, wenn er Lehren gibt und nichts als Lehren; er bedenkt aber nicht, daß die Bildung des Menschen ebenfalls eine Art von Dreifelderwirthschaft seyn solle, und daß der Geist manche Zeit mitunter brach liegen müsse, auf daß er Kraft gewinne, wiederum Samen aufzunehmen und Früchte zu tragen.

Von einer ächten Volksgeschichte, die diesen Nutzen, nämlich Vergnügen, hervorbringen soll, darf man darum auch nichts anders fordern, als daß es eine „lustige oder doch anmuthige Historie" sey, ohne alle Moralien und Nutzanwendungen. Die tiefere Bedeutung

zu erforschen, welche gemeiniglich solchen Erzählungen mit oder ohne Bewußtseyn des Verfassers zu Grunde liegt, ist zwar lediglich nur Aufgabe für den müßigen Gelehrtenwitz; eine Ahnung desselben entgeht aber wohl auch dem gesunden Menschenverstand des gemeinen Mannes nicht, obwohl er es nicht in deutliche Begriffe zu fassen oder in Worten auszudrücken vermag. Ueberhaupt abstrahirt ein ächtes Volksbuch, wie die ächte Poesie, zunächst von allem Stoffe, und will nur durch seine Form gefallen. Darum kann man ihm auch nicht gewisse Unanständigkeiten zum Vorwurfe machen, die es eben nur in Beziehung auf die sogenannten gebildeten Classen sind, und den Geschmack des gemeinen Mannes nicht im fernsten beleidigen. Unanständig sind nur, hier, wie überall, die Unsittlichkeiten, wohin eben nicht bloß die Zoten zu rechnen sind, sondern überhaupt alles und noch mehr, was das, jedem Menschen eingeborne Gefühl für Unschuld, Recht und Wahrheit beleidiget. Die Sitten- und Splitterrichter, welche ein so hartes Urtheil über so manches Volksbuch ergehen lassen, mögen daher lieber den nächsten besten moralischen Roman vornehmen, und daran ihren kritischen Scharfsinn versuchen, um unter der sehr decenten Form das wahrhaft Verderbliche, Unmoralische in Gesinnung und Handlung auszuspüren, was in solchen Büchern „für Gebildete" verborgen liegt. Ich wenigstens kenne z. B. keine so gemeine Gaunergeschichte (von Eulenspiegel und den Schildbürgern zu schweigen), welche so unsittlich wäre, wie so manche hochgepriesene Schicksals-Tragödie der neuesten Zeit.

Daß die vorliegende Geschichte der sieben Schwaben von aller Unsittlichkeit der Art frei ist, kann ihr, als Poesie, natürlich zu keinem Vorzug gereichen. Indessen wird man ihr, so weit bei ihrer Unvollständigkeit ein Urtheil möglich ist, doch auch nicht allen dichterischen Werth absprechen können. Der Anfang und der Schluß wenigstens ist nach einer wahrhaft epischen Form angelegt; und wenn die folgenden Reise-Abenteuer mit der Haupthandlung selbst in keinem oder doch nur entfernten Zusammenhang stehen, so dienen sie wenigstens zur Entwickelung der verschiedenen Charaktere, und gewinnen wohl auch dadurch einigermaßen Zusammenhalt, daß sie theilweise mit der Prophezeiung der Zigeunerin in Einklang treten. Abgesehen aber auch von allem poetischen Charakter, dürfte diese Geschichte, in ihrer anspruchlosen Einfalt, immerhin noch Reiz genug haben, für das Volk, und jene, die des Volkes Sitte kennen und lieben. Sie empfiehlt sich schon, unsers Bedünkens durch die gutmüthige Laune, die im Ganzen herrscht, und die nicht nur uns mit den sieben Schwaben, sondern auch die Landsleute der Sieben selbst mit dem Dichter aussöhnen möchte. In der That, wenn man die grundehrlichen Menschen auf ihrer Wanderung so allgemach verfolgt, und ihre Gesinnungen und Handlungen vor sich so nackt ausbreiten sieht, so bekommt man beinahe Lust, von der Partie zu seyn, und das drollige Abenteuer mit ihnen zu bestehen. Sodann versöhnet mit der Schalkheit, die in der Sage liegt, so mancher gutmüthige, ja edle Zug in dem Charakter der Gesellen; und wenn einerseits der Spiegelschwab das, dem

Schwaben inwohnende Princip der Klugheit sehr wohl repräsentirt, so kann der Thersites unter den Helden, der Nestelschwab, dessen Herkunft, nach der Sage, unbekannt ist, füglich als der Repräsentant der Dummheit unter den andern Deutschen gelten, und ihnen, falls sie sich ihrer Gescheidtheit zu sehr rühmen, diese Personnage vorgerückt werden. Denn Gott verhüte, daß das Necken unter den deutschen Landsleuten abkomme; es wäre dieß ein übles Anzeichen, daß auch das Lieben unter ihnen abgekommen sey.

Es sey erlaubt, noch auf einen Umstand aufmerksam zu machen, welcher dem Sprachliebhaber von einiger Wichtigkeit seyn dürfte. Das Buch ist, möchte man sagen, in einem schwäbischen Hochdeutsch geschrieben, das heißt, in der Art und Weise, wie ein Schwabe, der sich gewöhnlich des Hochdeutschen bedient, inmitten seiner Landleute mitunter eine provinzielle Form unter die hochdeutsche einmengt, was nicht nur für das, einigermaßen daran gewohnte Ohr sehr gut läßt, sondern auch dem Gemüthe wohl thut, welchem das Einheimische, wo es sich nur findet, lieb und werth ist. Darum hielt es der Herausgeber für seine Pflicht, in dieser, wie in jeder andern Hinsicht, gewissenhaft zu verfahren, und das Buch seiner Materie und Form nach so zu lassen, wie er es gefunden. Der Sprachliebhaber, denken wir, wird so manches schöne, bedeutsame Wort finden, von dem er wünschen möchte, daß es ins Schriftdeutsche übertragen würde, welches oft gar arm ist, besonders an solchen Ausdrücken, die zur Bezeichnung gemeiner Gegenstände und niedrig komischer Zustände er-

forderlich sind. Wenigstens nehmen sich gar viele dieser Wörter in dem Zusammenhang der Rede und auf dem Rasen, wo sie gewachsen, ungleich schöner und lebendiger aus, als wenn man sie nur, mit Stumpf und Stiel ausgerissen, in den Herbarien gelehrter Sammler kennen lernt.

Zum Schlusse wollen wir hier noch ein, von uns erst jüngsthin entdecktes, wichtiges Document mittheilen. Es fand sich unter dem hinterlassenen Trödel eines geistlichen Herrn als Handschrift vor, die zwar selbst, den Charakteren nach, dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts anzugehören scheint, aber zugleich durch den Beisatz am Schlusse „ex antiquo Mscr.“ das höhere Alter des Gedichts bekundet. Denn Gedicht müssen wir doch wohl dieses opus nennen, nicht nur weil es in zierlichen lateinischen Hexametern abgefaßt ist, sondern noch mehr wegen dessen wahrhaft epischer Anlage und Ausführung. Den Namen des Verfassers auszumitteln, wird wohl unmöglich seyn; daß er aber ein Schwabe gewesen, steht außer Zweifel; es ergibt sich dieß aus der Tendenz des Gedichtes, das als eine förmliche Ehrenrettung der sieben Schwaben und ihres heldenmüthig bestandenen Straußes gelten mag, und schon darum der Mittheilung werth ist.

Septem Suevorum bellum cum lepore gestum.

Insignes Suevorum animos et proelia campis
Teutonicis commissa cano, celebremque triumphum,
Quem dederat Suevis leporum devicta propago,
Carminibus celebrare meis mens conscia gestit.
Alma Diana! fave coeptis, quia proxima sylvis
Arva rei seriem proponent: dexter adesto
Tuque, Gradive Pater, dum fortia proelia canto.

Forte per apricos timidus spatiatus agellos
Gramina carpebat nunquam ante lepusculus oris
Teutonicis visus. Pecus est, si corpora spectes,
Exiguum: huic celeresque pedes et dentis acuti
Ordo stat, ore minax, bifidum os, oculique micantes
Ingentes pandunt orbes, tum barba colorque
Glaucus et Arcadio nil concessurus Asello,
Auribus erectis hostes formidine complet.
Talis erat: sic ille oculos, sic ora pedesque,
Sic aures dentesque illi, sic caetera membra.

Vix ita Germanis timidus lepus appulit oris,
Extimuere omnes, gentem nova cura fatigat
Sollicitam; pars una trucem putat esse leonem,
Acturum praedas pecorique hominique nocivas;
Pars timet una ferum Lybico superesse Draconem;
Ex antro Herculeam credit pars sanior Hydram.
Ergo omnes commune malum communibus armis
Propulsare student, totamque in proelia gentem
Accersunt et adesse jubent juvenesque senesque,

Quos illic vel Rhenus alit, vel parte sinistra
Moenus et Albis habet, rapidi quos Savus et Ister,
Quos Lycus aut Ilarus nutrit. Mox Franconès omnes
Westphaliaeque viri, Saxo, Helvetus, Alsata, Bojus,
Austria dumque chorus properat, strumosa Tyrolis
Arma virosque suos legat, mox Suevia mittit
Algoios Lyciosque feros, et Norica pubem
Terra suam, Nicarusque suam Tubarusque ministrat;
Convolat ex nigris fere tota Hercynia sylvis.
Ingens turba virùm concordi in proelia mente
Se parat, et variis leporem oppugnare sagittis
Quisque studet, patriaeque petit reparare decorem.

Jam prope funestis turba innumerabilis agris
Constitit, arma micant, jaculis, sudibusque praeustis
Bella parant, altisque animos hortatibus augent.
At lepus, interea generoso percitus oestro,
Nunc quatit arva pede, et nunc ambas arrigit aures.
Mox oculis, mox ore minas intentat et ungues.
Jactatis mox Franco armis velocior Euro
Aufugit et timidis implens clamoribus auram:
Huc, ait, huc socii, me saeva pericula terrent;
Qua, data porta, sequi jubes — mors certa manenti est!
Praevius ibo prior, ne vos discrimina mortis
Tanta premant. Fugite! Oh, est alea plena periclis!
Westphalus arma jacit trepidus, certamque salutem
Franconis exemplo pedibus vestigat anhelis:
Anxius, ah pernas! pernas, inclamat, edaces
Huc date, nam miserum cruciaverat ardor edendi
Et furibunda fames. Sequitur dein Alsata, panem
Esuriens, vitaeque timens, vineta petebat.
Helvetus ad vaccas, stimulatus amore mamillae,
Pergit et esse domi, nolensque volensque coactus,

(Patrius arsit amor) vaecarum jam ubera mulget.
Cocta Ceres lupulo placuit Saxo tibi! Suillam
Esuriens Bavarus, formidine captus uterque
Terga dat. Austriacum gelidus tremor opprimit, atque
Accelerare fugam reliquos jubet: horridus illi
Marcescit cruor in venis! *flascone* rigentem
Conatur revocare animum, quem terror ademit.
Struma Tyrolenses, morsu ne forte periret,
Quem daret auritus mordace lepusculus ore,
Sollicitos fecit, timidique recessibus altis
Montanisque jugis cupidi se condere, jactant
Sarcinulas collo carnosas. Sola timorem
Exemit fuga, sola manet generosa juventus
Suevorumque senes: et septem ex omnibus aptos
Elegere viros, queis texerat ocrea flavas
Firma suras: caligis sunt visa ex ordine pulchro
Dependere suis formosa ligamina nodis.
Corpore proceros major sed corpore virtus
Dicitur exornasse viros, laudisque cupido
Arma dedit, jaculoque manus instruxit acuto.
Tum reliquos inter barba senioque decorus
Dextra hastam quatiens *Jaculus* (sic nomen habebat)
Alloquitur socios: Animoso Marte premamus
Invisum terris monstrum! tu praevius ito
Veitle, sequar propiore gradu: tu proximus esto
Michel (sic proprio compellat nomine quemque),
Vosque alii unanimes generosum claudite coetum;
Alter ego Alcides Hydra mucrone necata
Nobile depulso referam super hoste tropaeum.
Dixit et audaci nisu conversus in hostem
Praetendit manibus jaculum, vulnusque minatur.
Conclamant omnes avidi certare: Petamus
Has partes, *has, has!* Subitis terroribus actus

Parvulus exsiliit timidus lepusculus, atque
Saltu agili nemora alta petit quaeritque salutem.
Insequitur generosa cohors, impune volantem
Per sylvas leporem, tandemque labore peracto
Atque fatigati reduces risere vicinos,
Queis animos confregit iners vecordia. Franco
Erubuit, fremuêre alii, queis pectora livor
Exitiale furens rosit: victoria Suevos
Nobilitat: semper generosa propago triumphat.

Eja age, Suevigenas quisquis colis accola terras,
Admirare viros, animosaque facta per orbem
Decanta. Aeterno scribatur marmore dignum:
Suevia nobilium genitrix est sola virorum!

Worterklärungen.

Digitized by Google

Albus, m., eine (nun abgewürdigte) rheinländische Münze, die, wie so viele andere, in Schwaben gäng und gebe war.

Allgäu, n., die oberländische Gegend zwischen dem Lech und der Iller. Wohl richtiger Alpgäu.

Ammann, m., der Amtmann, Schulze.

Die Amse, verkürzt aus Ameise.

Apart, adj. und adv., besonders, eigen, (a parte). Der gemeine Mann verschmäht nicht fremde Wörter, doch macht er sie sich sogleich mundgerecht, bieg- und fügsam. Vergl. Extra.

Balgen, v., zanken, mit Worten streiten. Alt helgen, zürnen.

Bannwart, m., der Wärter, Hüter eines Gebietes, z. B. Gehölzes (Bannholzes), dessen Benutzung nur der Herrschaft zusteht. Vergl. Eschhay.

Beiten, v., warten, harren; auch leihen, borgen.

Brät, n., Fleisch, das Fleischige, das Mett; insbesondere das fleischige Hintertheil.

Bräu, m., der Brauer (wie Bäck st. Bäcker, Wart st. Wärter u. a.).

Brente, f, der Bottich, die Kufe, das Schaff.

Brieggen, v., weinen. Ueber die verschiedenen Ausdrucksarten für „weinen" s. m. philologische Belustigungen. II. 32. (München, 1824.)

Büchel, Bühel, m., kleine Anhöhe.

Bünkel (Pünkel), m., erhobener, vorragender Theil; bauschige Masse, Bund, Bündel.

Bunkes, m., kleiner dicker Mensch; Knirps. Verwandt mit Bünkel, Buckel.

Bütsche, f., ein größeres, hölzernes Trinkgefäß. Verw. mit Butte.

Butzemann, m., vermummte Person (Fasnachtsbutz), Kobold, Knecht Ruprecht.

Bygost! Ausrufformel; verderbt aus: by (bey) Gott! Das Schibolet der Allgäuer, deren Dialekt sich schon der oberrheinischen, schweizerischen Mundart annähert.

Dachtel, f., Ohrfeige. S. phil. Belustigungen II, 25.

Däsig, adj. und adv., kleinlaut, zahm, unterwürfig.

Dennest, adv. gem., st. dennoch.

Digen, gedigen, part. von deihen, dichter werden, austrocknen; geräuchert.

Donnerschlächtig, adj., werth, daß einen der Donner erschlage; nichtswürdig, verrucht. — Wieland gebraucht dieß sein landsmännisches Wort irgendwo in seiner Uebersetzung des Lucian.

Drangeld, n., das Angeld, das Handgeld, arrha.

Dreibätzner, m., ein Viergroschenstück. Der Schwabe zählt, wie der Schweizer, meistens nach Batzen.

Ein Ding (es ist), gleich viel.

Eisen, plur., Fesseln, Gefängniß.

Eschhay, m., der Flurschütz; aus Esch, Zelge, Flur, und Hay, Hüter (dieses von haijen, haigen).

Extrafein, überaus (extra) fein. Etwas Exeres, Außergewöhnliches. Vergl. Apart.

Fachsen (spr. Faxen), plur., spaßhafte Einfälle, Scherzreden, Possen. S. phil. Beluſt. I, 74.

Fäſig, adj. und adv., dünn ſtehend, ſelten, rar; zunächſt vom Getreide.

Fasnachtsbutz, m., S. Butzemann. Ueber Fasnacht vergl. Schmeller's bayeriſches Wörterbuch I, 568.

Fatzvogel, m., der Poſſenreißer, (wie Spevvogel, alt, Spötter). Vergl. Fachſen.

Fazinetle, Diminutiv von Fazinet, und dieß vom Ital. fazzoletto, das Naſentuch. — Der Süddeutſche hat ſo manches Wort, mit der Sache, von dem Italiäner entlehnt, ſo wie dagegen der Nord-Italiäner vom Deutſchen ſein bierra, crauti u. a.

Fetzenkerl, m., großer, unförmlicher Menſch; ſonſt auch Enz-Kerl.

Flarren, laut und heftig weinen. Vgl. brieggen.

Föhl, f., (Allgäu), Mädchen, Tochter. S. Schmeller v. Födel.

Fraiß, f., convulſiviſcher Zuſtand.

Fuhr, f., das Benehmen, das Betragen, die Aufführung. Die Unfuhr, üble Aufführung, Scandal.

Gäbiſch, adj. und adv., verkehrt, von ábiſch, ábicht, mit dem Präfix.

Gaudi, f., luſtige Unterhaltung, ein Jucks. Vom Latein. gaudium?

Gefriß, n., niedrig, Mund, Geſicht, Miene. Von Freſſen.

Giſpel, m., ein flatterhafter, unachtſamer Menſch. Vergl. Schliffel.

Glitzen, glitzern, glänzen, ſchimmern.

Gött, m., der Pathe; Engl. god-father. Vgl. Tott.

Gottig, gotzig, adj. und adv., einzig. Vielleicht elliptiſch aus der Formel gottseinzig entſtanden.

Grattel, f., die Scheide der Beine. Daher gratteln, verb., die Beine auseinander ſperren, ſchwerfällig gehen. Grattlings, adv., wie rittlings, ſtehlings, gehlings, d. h. im Zuſtande des Reitens u. ſ. w.

Grind, m., verächtlich f. Kopf, Schedel.

Grindten, m., ein hoher Vorberg im Allgäu.

Guck-Aehnle, pl., die Urgroßältern. Vergl. Schmeller v. die An.

Gumpen, tiefe Stelle in Flüſſen und Seen.

Halt, ein in den oberdeutſchen Dialekten ſehr gewöhnliches Wörtlein, das für gewiſſe Nebenbeziehungen des Satzes gebraucht wird. S. Schmeller's Wörterbuch, und vergl. phil. Beluſt. I, 69.

Hag, m., Stier, Zuchtſtier. Hievon, in dem Sinne des Befruchtenden, Erzeugenden überhaupt, unſer hochdeutſches Hecken, Intenſiv von Hägen.

Hapus (verſtümmelt aus Habemus?), eine der vielen Bezeichnungen, welche die Mundart für „Rauſch" aufzuweiſen hat. S. phil. Beluſt. I, 82—88.

Häß, n., die Kleidung. Alt Heze. Verwandt mit Hoſen, in weiterer Bedeutung, Hülle.

Heimen, ſich einheimen, heimiſch machen.

Heim ſchicken, eigentl., nach Hauſe ſenden; fig. und ironiſch: abfertigen, mit Spott und Schande entlaſſen.

Heinen, weinen. Anderswo hienen, zumal von Hunden. Vergl. brieggen.

Hemat, n., das Hemd (wie im Hochdeut. Zierat und Zierde).

Heuren, verb., (das Stammwort von Heurath), heurathen.

Hirnkaſten, fig. ſ. Schedel. Kaſten heißt im Oberdeutſchen auch der Raum unter dem Dach (ſonſt auch Boden genannt), meiſtens zur Aufbewahrung des Getreides beſtimmt.

Hores Mores; das erſte Wort wohl nur eine toniſche Duplication zu mores, Sitten, und dieſes aus der Schulſprache ins gemeine Leben übergetragen, (wie Hokus pokus).

Huiſchel, m., Heuſchel, das Füllen oder Fohlen. (Die Form ui ſt. eu häufig, wie im Althochdeutſchen, noch im gemeinen Leben, z. B. Fuir, Tuifel und ähnlichen).

Hüſt! (anderswo wiſt!) ein Lenkwort für Zugvieh, um es nach der linken Seite zu leiten; im Gegenſatze zu hott!

Hy! Treibwort für Zugvieh.

Imme, f., die Biene.

Janker, m., kurzes Oberkleid, Jacke.

Juſt (juste), eben, genau, recht.

Kalfakter, m., Müßiggänger, Taugenichts (ur-

ſprünglich wohl calefactor, Ofenheizer). Daher kalfaktern, müßig gehn.

Känntle, Diminutiv. von Kanten, ſt. Kanne, Kännchen.

Kappel, f., die Kapelle (wie Spittel ſt. Spital).

Käſte, f., die Kaſtanie.

Käther, weiblicher Taufname für Katharina.

Kauzen, m., (Bayeriſch: Küenzen) Fettanſatz unter dem Kinn. Den Kauzen einem ſtreichen, ihm ſchmeicheln, zärtlich thun.

Keiche, f., finſteres Gemach, Kerker.

Keif, adj. und adv., nachdrücklich, ſtark, heftig. Auch keib, gehiebig.

Kirbe, f., verderbt aus Kirchweih. S. a. ſ. O. Auch eine andere Ausſprache für Kerbe.

Kläpperle, Diminut. von Klapper. Einem ein Kläpperle anhängen, ihn dem Spotte Preis geben. Anſpielung auf die Klapper der Narren.

Knöpfle, Diminut. von Knopf, kleine Mehlklöſe.

Kog, m., eig. Aas; fig. ein niedriges Schimpfwort.

Krechſeln, klettern. Vergl. kreiſen.

Der Krätten, der Korb; alt *cratto*. Der Krättenwagen, m., ein Korbwagen. Anderswo die Benne.

Kreiſen, v., kriechen; alt chreſan, repere, niti.

Kuchel, f., die Küche.

Lalle, m., niedrig, unausrichtſame Perſon (Schweiz. Löli). — Man wird übrigens dem Erklärer die unangenehme und oft ſchwierige Pflicht gern erlaſſen, jedes

ſolcher Schimpfwörter, an denen die Mundart ſo reich iſt, zu interpretiren.

Lander, n., das Geländer.

Landsſprache, Mundart, Dialekt. Im Gegenſatz zur Schriftſprache.

—Le, Diminutiv-Form, contrahirt aus lein (Schweiz. lin, li, Bayeriſch 'l). Der Schwabe hängt es nicht bloß gern an Hauptwörter, ſondern auch, zumal in der Kinderſprache an andere an; z. B. achele! ſt. ach; wägerle ſt. wäger, wahrhaftig.

Leiben, verb. act., übrig laſſen, vom Munde ſparen. Das Primitiv von bleiben u. a.

Leible, n., das Leibchen, die Weſte.

Letz, f., Ergetzung. Zu guter Letz, pour la bonne bouche.

Loden, m., grobes Tuch, hochd. die Lode.

Loſen, horchen, lauſchen. Alt.

Lugen, ſehen, ſchauen, lauern. Lugen und loſen gelten insgemein als Schibolet der Schwaben.

Luſer, m., Schweiz. Lauſer. Die Zärtlichkeit gemeiner Leute bedient ſich oft der umgekehrten Ironie, ſo daß ihnen Schimpfwörter als Euphemismen gelten.

Lyrant, m., Leyermann, Spielmann.

Mämmeli, Schweiz. Mütterchen. Mämme und Aette, Vater und Mutter.

Der Mayenbaum, auch der Mayen ſchlechtweg, die grünende Birke, auch wohl die Tanne, die, abgehauen, zur Zierde aufgepflanzt werden.

Mayvögelein, der Schmetterling; ſonſt Milmahler.

Menbub, m., der, welcher das Zugvieh vor dem Pfluge leitet. Von menen (Franz. mener), leiten, führen.

Metzger, m., Fleischhauer, Schlächter, von metzigen, metzgen, schlachten, und dieß vom alten metzen, welches noch im Hochd. Steinmetz übrig ist.

Mir nichts, dir nichts, ohne Rücksichten, ohne Umstände.

Morireln, gem., sterben, mori.

Mollen, m., Stier, Ochs; durch welche Bezeichnung zunächst das Fleischige, Fette, das Mollige am Thier angedeutet wird. Daher fig. Schmerbauch. Vergl. Hag.

Mütterle, ein altes Weibchen. (Für Mutter in engerer Bedeutung lautet das Diminutiv Mutterle; so wie auch zwischen Väterle und Vaterle u. dgl. unterschieden wird).

Nächten, adv., gestern; vornächten, vorgestern. Unsere Vorältern haben bekanntlich die Tage nach Nächten bestimmt.

Niederträchtig, adj. und adv., herablassend, leutselig. Im Gegensatz zu hochfahrend, hoffärtig.

Pampeln, hängend sich bewegen, bammeln.

Pfanzel, n., contrahirt aus Pfannzelten, eine Art Pfannkuchen.

Pfnausen, schnauben, schwer athmen. Onomatopoie.

Pfulben, m., das Pfühl, Kissen.

Ploderer, m., Schwätzer, Plauderer, Lügner.

Plodergment, n., das Geschwätze.

Potz Blitz! eine Fluchformel, verderbt aus Gott's Blitz! Der gemeine Mann, der solcher Formeln nicht entrathen mag, hütet sich jedoch wohl, heilige Wörter, in ihrer Reinheit und Nacktheit, zu entweihen. Vergl. Bygost!

Progeln, verb. rec., groß thun, prahlen. Verwandt mit dem letztern und mit prangen.

Räß, adj. und adv., dem Geschmacke nach beißend, scharf.

Ratz, m., die Ratte.

Reich, n., im eingeschränktern Sinn: Schwabenland. Daher ein Reichler, ein Schwabe.

Ries, n., die weite, flache, fruchtbare Gegend um Nördlingen.

Rumpelkammer, — wo Gerümpel aufbewahrt wird.

Ritt, f., auch der Ritten, das kalte Fieber. Daß dich die Ritt schütt'! daß dich das kalte Fieber anwandle, schüttele!

Röhren, überlaut und heftig weinen.

Runkunkel, f., dickes, häßliches Weib. Vergl. Runks bei Adelung.

Schaffen, verlangen, befehlen. Anschaffen, anbefehlen.

Salveni (salva venia), mit Erlaubniß zu melden.

Schatzhauser, m., (wie das einfache Schatz, Schätzle), der und die Geliebte. Wofür auch, doch nur im Scherze, der Holderstock.

Schettern, Onomatopoie, schallen, wie z. B. ein gespaltener Topf.

Scheuernburzler, m., niedriges Schimpfwort; Landstreicherkind, Hurensohn.

Schimpf, m., (in der ältern Bedeutung und im Gegensatze zu Ernst) Scherz. Daher schimpfeln, scherzen, spielen, tändeln.

Schlenzen, wegschlenzen, schleudern, wegwerfen.

Schliffel, m., ein schlauer, abgeschliffener Mensch. S. phil. Beluſt. I, 75.

Schnaufer, m., der Athem.

Schubet, f., die Rinde, die Kruste von Speisen, die sich am Kochgefäß ansetzt.

Schupfen, v, schuppen, in die Höhe schnellen.

Schwabe, f., verderbt aus Schabe (ein Insect). Der Volkswitz verwechselt das genus, und unterstellt schimpflicherweise Schwabe, m.

Sehr, adj. und adv., wund, schmerzlich. Das Wurzelwort vom Hochd. verſehren.

Spätzle, Mehlklöschen von der kleinsten Art.

Speyen, spucken, Speichel auswerfen.

Stät, adj. und adv., sachte, leise, langsam, sanft, still. Goethe bedient sich des Wortes in dieser Bedeutung in seiner „neuen Melusine.“

Staude, f., Strauch. Im Plural ein mit Gehölz bewachsenes Hügelland (wie Wald, z. B. in Schwarzwald, ein waldichtes Gebirgsland).

Stiegel, m., eine Stufe über den Zaun zu steigen. In Meißen (nach Adelung) die Stieglitze.

Strählen, kämmen. Von Strähl, der Kamm;

und dieß, wie Adelung meint, von Strahlen, den Zähnen eines Kammes.

Strolch, m., Landfahrer, Landstreicher. Von strolen (straulen), herum streichen.

Stuir, f., Steuer, Abgabe. Vergl. Huischel.

Talket, adj. und adv., von talken, verb. unreinlich, ungeschickt verfahren, und dieß von Talken, m., teigige, klebrige Masse. Der Talk, ungeschickter Mensch.

Täntelmarkt, der Trödelmarkt. Von täntelu, trödeln.

Tappet, adj. und adv., für täppisch. Die Endsylbe —et an Adjectiven, statt ig, icht, isch, im Oberdeutschen sehr gebräuchlich, z. B. ecket, halbet, narret, zottlet u. a. m. Vergl. das Hochdeutsche nacket, nackt.

Teurel, euphemische Verstümmelung des Wortes: Teufel. Der gemeine Mann sucht dieses ominöse Wort, wenn es ihm ja doch auf die Lippen kommt, sogar in seines Volkes Namen zu radebrechen, und sagt: Pfuy Teu—tsch!

Tobel, m. und n., Waldthal, Schlucht.

Tochter, f., überhaupt für Mädchen, Jungfrau. Vergl. Mutter.

Tott, m., der Pathe. Alt toto. Anderswo Gött. S. d. W.

Trampel, f., plumpe Person. Das Trampelthier, das Kameel, Dromedar.

Trappeln, in kurzen Schritten stark auftreten. Intens. von trippeln.

Digitized by Google

Triller, m., ein auf einem Pflocke horizontal aufliegendes Drehkreuz. Von trillen, drehen.

Ung'heit (von heyen, stoßen, choquer), ungeschoren.

Üchse, f., die Höhlung unter dem Arm.

Wägerle! wäger! Bekräftigungsformel: wahr! wahrhaftig!

Watsche, f., Maulschelle. Vergl. Dachtel.

Wehleiden, v. reg., wehklagen, jammern.

Wehtag, m., Schmerz. (So auch Saumtag, Versäumniß, Siechtag, Krankheit. S. Schmeller v. Tag.)

Wetterlich, adj., gleich einem Donner- und Blitzschlag.

Widel, Widle, n., eine bestimmte Anzahl (an einer Wiede, Weide, Weidenzweig, angereihter) Vögel, Frösche u. ä.

Wild, adj. und adv., wie hochd.; insbesondere: zornig, aufgebracht.

Wüst, adj. und adv., garstig, schmutzig. Von Wust, Schmutz.

Zabeln, verb. neutr., wovon das Intensiv zappeln, besonders in Todesschmerzen.

Zahnstürer, m., Zahnstocher. Stüren, eine andere Aussprache v. stören.

Zwifel, m., Zwiebel (wie umgekehrt Haber st. Hafer).

Gedruckt: Augsburg, in der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

1000,- (1 u 2)
Febr. 86

Digitized by Google